
THE LIBRARY OF CONGRESS


THE LIBRARY OF CONGRESS

Schiller's

Leben und Schriften

von

Godfrid Becker.



Cincinnati.

Verlag von Max Weil und Co.

Stereotypirt von Hills, O'Driscoll u. Co.
141 Main-Str., Cincinnati.

Vorrede.

Ein Jahrhundert voll sprudelnden Geisteslebens ist rauschend über unsere Erde gezogen, seit die Menschheit mit einem ihrer Edelsten und Besten beschenkt worden, seit Friedrich Schiller, der große Dichter und Vorkämpfer menschlicher Freiheit, geboren ward. Trauernd steht die dankbare Nachwelt an dem Sarge, welcher die sterblichen Ueberreste des großen Unsterblichen umschließt. Auch mir ist es vergönnt, ein bescheidenes Blatt in die unverwelkliche Ruhmeskrone zu winden, welche die Völker der alten und neuen Welt bei Gelegenheit der hundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstages feierlich auf die Grabstätte des Unvergeßlichen pflanzen.

Vor kurzer Zeit, die sich kaum nach Wochen rechnen läßt, wurde ich seitens der Herren Verleger durch die Anfrage überrascht, ob ich eine kurzgefaßte, volksthümliche Lebensgeschichte Friedr. Schillers schreiben wolle, mit deren Herausgabe sie die herannahende Schillerfeier zu verschönern gedächten. Nicht ohne große Bedenken ging ich auf den Vorschlag ein. Die Zeit schien mir zu kurz, alle die Quellen, mit welchen man mir reichlich an die Hand ging, einem gründlichen Studium zu unterwerfen und nebenbei die sämmtlichen Werke des Dichters nochmals mit Muße zu genießen und an ihnen die Urtheile der verschiedenen Literarhistoriker und Aesthetiker zu prüfen. Außerdem mußte die bedeutende Reichhaltigkeit der sog. Schiller-Literatur, die schon zu einer bedeutenden Bibliothek angewachsen und berühmteste Schriftstellernamen unter ihren Verfassern zählt, die Frage hervorrufen, ob denn eine kleine Biographie von untergeordneter Bedeutung noch zuläßig sei. Der Zweck der Herren Verleger, ein wohlfeiles, auch dem ärmsten Strebenden zugängliches Werkchen zu schaffen, hob dies letztere Bedenken und ich

wollte dem verdienstlichen Unternehmen nicht durch eine so in der letzten Stunde gegebene abschlägliche Antwort hindernd in den Weg treten. So wagte ich mich denn an die Ueberwindung der Hindernisse, welche besonders die kurze Zeit und der knapp gemessene Raum darboten, und ging mit Lust und Liebe an die Abfassung des vorliegenden Büchleins.

Meine hauptsächlichste Aufgabe mußte es sein, alle die in den großen Lebensbildern bis in die Details ausgemalten Züge zu einem in sich vollständigen Miniaturbilde zu vereinigen — wobei denn oft einzelne Züge, kaum mit ein paar Worten, mehr angedeutet als deutlich gezeichnet werden konnten — und die wichtigsten Werke des Dichters in Kürze wenigstens insofern zu besprechen, als sie bestimmte Stadien seines Entwicklungsgangs anzeigen, Marksteine seiner jemaligen Anschauungsweisen und Stimmungen sind, und damit zugleich ihr Verständniß zu erleichtern. Ob nun dies unter den gegebenen Umständen ganz gelungen ist, dies zu bestimmen überlasse ich der Kritik, von welcher ich nur erwarte, daß sie jene Umstände als Milderungsgründe ihrer Strenge zur Seite stehen lasse.

So übergebe ich denn das Büchlein dem Publikum. Möge es zu einer würdigen Feier des Geburtstages des großen Todten beitragen, der sicher mehr geehrt werden wird durch das freudige Streben, in den unsterblichen Geist seiner Werke einzudringen, als durch allen äußeren Pomp und alle hohle Festespracht. Sollten meine Leser zu ähnlichen Genüssen angeregt werden, wie ich sie bei Abfassung des Büchleins aus den Werken des Dichters geschöpft, so wäre ich für die mühevolle und öfters durch ihre Hast peinlich gewordene Arbeit hinlänglich entschädigt.

Cincinnati, Ende Oktober, 1859.

Godfrid Becker.

Inhaltsverzeichniß.

Erster Abschnitt.

Jugendgeschichte und Erstlingswerke.

1759—1785.

„Wenn sich der Most auch ganz absurd geberdet,
Es gibt zuletzt doch noch 'nen Wein."

Erstes Kapitel.

Die Knabenjahre.

Am rechten Ufer des Neckars, etwas über eine Wegstunde unterhalb des Einflusses der Rems, liegt auf einem kleinen Plateau das schwäbische Landstädtchen Marbach, in welchem am 10. November 1759 Johann Christoph Friedrich Schiller, Sohn des würtembergischen Lieutenants Johann Kaspar Schiller, geboren ward. Johann Kaspar Schiller verlor schon in einem Alter von zehn Jahren seinen Vater, der Bäckermeister und Schultheiß in Bittenfeld gewesen war, und wurde zu einem Chirurgen in die Lehre gethan. Seit seinem zweiundzwanzigsten Jahre als Feldscheer in baierischem Dienste, gewann er eine Lust am Soldatenhandwerke, die ihn auch später wieder der Trommel folgen ließ. Im Jahre 1748 kehrte er zum ersten Male in seine Heimath zurück und ließ sich als Chirurg in Marbach nieder, wo er bald darauf des Löwenwirth's Töchterlein, Elisabeth Dorothea Kodweiß, kennen und lieben lernte. Das Mädchen erwiderte seine Neigung, und im nächsten Jahre wurde das Pärchen Mann und Frau.

Unseres Schiller's Eltern, einfache, schlichte und gerade Bürgersleute, waren, wie das ganze alt-würtembergische Völkchen der Zeit, streng, aber auch innig religiös und hielten fest an den Gebräuchen lutherischer Hausandacht. Der Vater war klein, aber wohlgestaltet, dabei rüstig und lebhaft und verständig, und nicht ohne einen starken Anflug von militärischer Steifheit und Pedanterie. Frau Elisabeth Dorothea war bei ihrer Verheirathung ein schlankes Mädchen mit blonden, in's Röthliche spielenden Haaren, mit gewinnend milden Zügen und seelenvollem Blick, voll Herzensgüte und zärtlicher Hingebung an die Ihrigen.

Der strebsame Chirurgus, der beständig arbeitete und studirte, um seinen Mangel an Jugendbildung zu ersetzen, hielt es in seiner klatschvollen Barbierstube in Marbach, die ihn ja doch nur kümmerlich nährte, nicht lange aus. Als der siebenjährige Krieg ausbrach, nahm er wieder Militärdienste und wurde Fähndrich und Adjudant im würtembergischen Regiment Prinz Louis, mit welchem er nach Böhmen rückte. Kurz vorher schenkte ihm Frau Elisabeth das erste Kind, sein Töchterlein Christophine. Im Dienste, der ihn nur selten und auf kurze Dauer die Heimath und die Seinigen wiedersehen ließ, that sich der Fähndrich weidlich hervor und machte sich in mancher Weise nützlich, indem er neben seinen eigentlichen Pflichten häufig auch noch die eines Chirurgen und eines Feldkaplans versah. So avancirte er denn bald zum Lieutenant, als welchen wir ihn zur Zeit der Geburt des Dichters wiederfinden, und sein Regiment hielt gerade auf dem Neckarplateau zwischen Ludwigsburg und Canstatt sein Herbstmanöuvre, als Frau Elisabeth, die auf Besuch im Lager war, unter dem Zelte des Vaters von den ersten Geburtswehen befallen wurde, so daß sie nur noch mit Mühe ihr nahes elterliches Haus erreichen konnte. —

Der kleine Fritz, der mit Mutter und Schwester im großväterlichen Hause blieb, bis der Vater aus dem Feldzuge heimkehrte, war ein zartes, kränkliches Kind, und gemüthlich, wie körperlich mehr der Mutter, als dem Vater nachgeartet. Er war schlank, hatte röthlich blondes Haar, breite Stirne und blaue Augen. Während der ersten Kinderzeit wechselten die Eltern öfters ihren Wohnort, da der Vater nach seiner Heimkehr mit seinem Regimente erst in Canstatt, dann in Ludwigsburg lag, und endlich als Werbeoffizier mit Hauptmanns-Rang 1765 nach der Reichsstadt Schwäbisch-Gmünd beordert wurde, mit der Erlaubniß, in dem würtembergischen Grenzflecken Lorch zu wohnen. In der Herberge zur Sonne daselbst schlug der Hauptmann sein Quartier auf, und von dem Pfarrer des Orts, Philipp Ulrich Moser, einem Hausfreunde der Schiller'schen Familie, erhielt Fritz, gleichzeitig mit seiner Schwester Christophine und dem Sohne des Pfarrer's, den ersten regelmäßigen Unterricht, in dem er sich übrigens vor seinen Mitschülern in keiner Weise auszeichnete.

Merkwürdig ist, daß sich in dem Knaben schon zu dieser Zeit ein Hang zur Rednerei auszubilden begann, der ihn später auf der Militärakademie zum beinahe ständigen Festredner werden ließ und auf seine Erstlingswerke formell bedeutend einwirkte. Er fühlte frühzeitig das Bedürfniß, den Vorstellungen, die ihn bewegten, Worte zu verleihen, und die religiösen Uebungen zu Hause, sowie der Verkehr im Pfarrhause erklären zur Genüge, warum jener Hang in häufigen kindlichen Predigtversuchen seinen ersten Ausfluß fand. Mutter und Schwester banden ihm dann eine schwarze Schürze um, setzten ihm ein Käppchen auf und so bestieg er nun einen Stuhl als Kanzel, und wurde gewaltig unwillig, wenn Jemand seine Predigt nicht mit dem gehörigen Ernste aufnahm. Auf diese Weise ward der erste Grund zu Fried-

rich's späterer Neigung zur Theologie gelegt, die von den Eltern auch gehörig genährt wurde, da sie in dem Brodstudium der Gottesgelahrtheit die beste Sicherung der Zukunft ihres Sohnes sahen.

Die Familie Schiller lebte in heiterem Frieden, einfach und sparsam dahin; oft waren ihr die Mittel sogar sehr kärglich zugemessen, da der Sold des Hauptmann's ausblieb und die Ersparnisse früherer Jahre verzehrt waren. Auf dringende Vorstellungen des Hauptmanns, dessen Familie sich zu Anfang des Jahres 1766 wieder um ein Töchterlein, Luise, vermehrt hatte, fand endlich seine Versetzung in die Garnison nach Ludwigsburg statt.

Hier in der schwelgerischen Residenz mit ihrer glänzenden Hofhaltung ging dem Knaben, der in dem ländlichen Lorch mit seinen Gespielen bisher in Feld und Wald eine jugendliche Idylle durchlebt, wohl ein neues Leben auf, das nicht ohne tiefen Eindruck auf ihn bleiben konnte. Hier sah er auch zum ersten Male eine theatralische Darstellung; der künftige Dramatiker begann sich in ihm zu regen und schon durchkreuzten Pläne zu Trauerspielen den Kopf des heranwachsenden Knaben.

In Ludwigsburg wurde der kleine Fritz Zögling der „lateinischen Schule", in der denn wirklich auch nicht viel Anderes gelehrt wurde, als der Namen eben versprach. Der Knabe zeichnete sich durch Fleiß aus; nur in der Religion hat es bedeutend gehappert; d. h. der trockene Katechismus-Unterricht langweilte ihn, und der unwirsche Präzeptor soll oft zum Stock gegriffen haben, um ihm seine eigenthümliche Ansicht von der „Religion der Liebe" einzubläuen.

Im Jahre 1770 wurde der Hauptmann Schiller zum Aufseher der großen Gärten und Baumpflanzungen des prachtvollen herzoglichen Lustschlosses Solitüde ernannt und der

elfjährige Knabe, der in Ludwigsburg auf der Schule zurück bleiben mußte, kam zum ersten Male unter fremde Aufsicht und Pflege. Der Präceptor Jahn, zu dem er in Kost gegeben wurde, war ein griesgrämiger, zopfiger Schulmeister, unter dessen Zuchtruthe das gutmüthige und liebenswürdige Wesen des Knaben sich bald zu verdüstern begann. Allsonntäglich entzog er sich aber dem pedantischen Druck, eilte die gerade, fast drei Stunden lange Allee, welche von der Stadt zur Solitüde führte, hinauf, um sich an dem liebenden Herzen der Mutter für eine neue Woche voll jugendlicher Trübsal zu stärken.

Im Jahre 1772 wurde er von einem geistlichen Zeloten, Namens Zilling, der gewiß auch sein Möglichstes dazu beigetragen, dem munteren Knaben dieses Schuljahr zu verbittern, confirmirt, bei welcher Gelegenheit er sein erstes lyrisches Gedicht verfaßte, das seinen Confirmandengefühlen, zur Freude der Mutter, Ausdruck gab, aber seinem Vater unter Lächeln die Frage entlockte: „Bist du närrisch geworden, Fritz?" — Ueberhaupt regte sich in diesem Jahre der dichterische Genius schon mächtig in dem Knaben, indem er sich, einem späteren Schreiben seines Vaters zufolge, damals an die Abfassung einer Tragödie „die Christen" wagte.

Im Herbste sollte er, in Uebereinstimmung mit seiner Neigung und dem Wunsche der Eltern, eine der lutherischen Klosterschulen beziehen, in welchen sich heute noch die würtembergischen Theologen auf die Universitätsstudien vorzubereiten pflegen. Der despotische Herzog Karl Eugen, der Protector und „Brodherr" der Familie, wollte es aber anders. Ein Wunsch von ihm machte alle Pläne der Familie zu nichte und gaben das Schicksal des Knaben vorläufig vollständig in seine Hände.

Zweites Kapitel.

Auf der Militär-Akademie.

In unreifer Jugend zur Herrschaft gelangt, hatte der Herzog Karl bis zum Jahre 1770 in seinem kleinen Staate, der alten Verfassung und den schmerzlichen Klagen seiner Unterthanen zum Trotz, mit despotischer Willkür und maßlos verschwenderisch gewirthschaftet. Dann, von seinen Landständen bei dem Kaiser Joseph II. verklagt und von den Vorwürfen seines Volkes zum Erdrücken überhäuft, gab er urkundlich das Versprechen, von nun an nach Verfassung und Gesetz zu regieren und Land und Leute zu schonen. Aber war vorher eine seiner seicht französischen Geschmacksrichtung entsprechende, rücksichtslose Prunk- und Genußsucht seine schwache Seite gewesen, so ritt er jetzt mit derselben Rücksichtslosigkeit andere Steckenpferde, unter welchen sein Bestreben, als großartiger Erzieher und Förderer von Wissenschaften und Künsten zu glänzen, nicht eben das mindest kostspielige war.

Dieser Herzog Karl stiftete im Jahre 1770 auf der Solitüde ein „militärisches Waisenhaus", das vorerst bestimmt war, arme Soldatenkinder zu herzoglichen Dienern heranzubilden. Schon im Jahr darauf wurde daraus eine „Militär-Pflanzschule," in der neben Offizieren und Rechtsgelehrten auch Künstler und Handwerker ausgebildet werden sollten. In diese „Pflanzschule," die noch in demselben Jahre den Namen „Militär-Akademie" erhielt, trat 1773 auf den Wunsch des Herzogs, dem der Vater ohne Gefahr, sein Amt zu verlieren, nicht entgegen handeln konnte, der junge Friedrich Schiller als Zögling ein, um wider alle Neigung die Rechte zu studiren.

Der werdende Jüngling machte einen schlimmen Tausch. Dem Bakel des Schultyrannen Jahn war er nur entronnen, um unter den Korporalsstock soldatisch roher Unter- und Subaltern-Offiziere zu kommen, welche als Aufseher der Zöglinge verwendet wurden. Der Herzog, der oft täglich mit seiner Mätresse, der Gräfin von Hohenheim, die Akademie besuchte und stets den Prüfungen beiwohnte, theilte auch selbst Lob, Tadel und Strafe aus und verlieh der Strenge der Aufseher den gehörigen Nachdruck.

Während Friedrich—auch hier ohne besondere Auszeichnung—den vorschriftsmäßigen Studien oblag und sich besonders im Lateinischen und Französischen ausbildete, versäumte er doch nicht, sich auf einem Gebiete zu tummeln, auf dem er später ewigen Nachruhm erwerben sollte. Klopstock, dessen Messias er mit jugendfeuriger Begierde studirte, ward zuerst sein Liebling. Freilich war den Schülern der Akademie, auf der französischer Ungeschmack mehr Geltung fand, als die vaterländische Literatur, wenig Zeit zu solchen Erholungen gegönnt und sie mußten der Strenge des Intendanten, eines Oberstwachtmeisters von Seeger, und der Aufseher die Gelegenheit dazu förmlich ablisten.

Ein schwankendes, aber dennoch sehr charakteristisches Bild Schillers aus dieser ersten Zeit seines Aufenthaltes auf der Akademie verdanken wir einer eigenthümlichen pädagogischen Laune des Herzogs. Auf dessen Befehl mußten nämlich die Zöglinge von Zeit zu Zeit Schilderungen ihrer Mitschüler einliefern, und aus der Zusammenstellung der Aeußerungen von 47 Akademisten ergab sich Folgendes: „Seine Neigung geht besonders auf die Poesie und zwar auf die tragische. Ist sehr lebhaft und lustig, hat gar viel Einbildungskraft und Verstand, ist sehr bescheiden und schüchtern, sehr freundlich und mehr in sich selbst vergnügt, als äußerlich, lies't beständig

Gedichte. Seiner Kränklichkeit ist es zuzuschreiben, daß er sich in den Wissenschaften nicht so sehr, wie Andere, hat hervor thun können. Gegen seine Vorgesetzten ist er ehrfurchtsvoll. Sehr dienstfertig, freundschaftlich und dankbar, sehr aufgeweckt und sehr fleißig. Ist gewiß ein guter Christ, aber nicht sehr reinlich. Neigung zur Poesie. Ist zwar nicht ganz mit sich selbst, aber doch vollkommen mit seinem Schicksal zufrieden. Hat einen Hang zur Theologie. Wendet seine Gaben nicht gut an."

Trotz seiner anhaltenden Kränklichkeit, die sein ganzes Leben vergiften sollte, bewahrte der Jüngling also doch die Liebenswürdigkeit seines Charakters und seine Neigung zur Poesie trat immer klarer hervor. Hatte Klopstock's „Messias" früher in ihm die Idee geweckt, Moses zum Helden eines epischen Gedichts zu machen, so regten ihn jetzt Gerstenberg's „Ugolino" und Leisewitz's „Julius von Tarent" zu anderen, dramatischen Nachahmungen an, die auch unter den Titeln „der Student von Nassau" und „Cosmus von Medici" versucht wurden, aber verschollen sind. Tiefere Bedeutung noch für die Entwicklung des Dichtergenius hatten aber die Werke Lessing's und Göthe's, dessen „Werther" und „Götz" ihn zum Liebling der strebsamen Akademisten machten. Neben den genannten deutschen Dichtern waren Plutarch's Lebensbeschreibungen, welche ihm die großen Männer des Alterthums vorführten, eine Lieblingslectüre des Jünglings, der aus denselben jenen republikanischen Freiheitsdrang schöpfte, der in seinen Erstlingswerken so himmelstürmerisch sich ausprägte.

Inzwischen ward am 18. Nov. 1775 die Militärakademie nach Stuttgart verlegt, was für den jungen Studenten von bedeutenden Folgen war. Herzog Karl verband mit der Akademie jetzt auch eine medicinische Facultät und Friedrich Schiller ergriff mit Freuden die günstige Gelegenheit, die ihn

anwidernde Juristerei an den Nagel zu hängen und das Studium der Medicin zu ergreifen, dem er denn auch mit erneutem Fleiße oblag, da ein einleitender philosophischer Kursus ihn doppelt anspornte. In diesem Jahre ward der Grund zu der vorwiegend spekulativen, idealistischen Richtung gelegt, die sein ganzes Leben und Wirken kennzeichnen. Jetzt wurde er auch durch seinen geliebten Lehrer und spätern Freund, Professor Abel, mit Shakespeare bekannt gemacht, dessen Meisterwerke ihm als unerreichbare Vorbilder vorschwebten.

Während sein Geist sich so zu immer größerer Selbstständigkeit emporrang, konnte es nicht fehlen, daß ihm endlich der große Widerspruch auffiel, welcher zwischen den Lehren der Religion und Moral und dem Leben, das von oben herab entsittlicht und vergiftet war, stattfand. Der Zweifel schlich sich in die ringende Jünglingsseele, und hatte er früher mit fromminnigem Gemüthe die gewaltigen Bilder von Klopstocks Messias in sich aufgenommen, so wandte er sich jetzt, wenn auch anfänglich mit widerstrebendem Gefühle, den Werken Voltaire's und Rousseau's zu. Ein mächtiger Kampf entstand in der Brust des Jünglings, der damit endigte, daß ihm das kirchliche Christenthum für alle Zeiten abhanden kam.

Die Geburtstage des Herzogs, seiner „Franzel", der Gräsin von Hohenheim, und der Stiftungstag der Akademie gaben Schiller mehrfach Gelegenheit, sich öffentlich zu zeigen, und er spielte da eine Rolle, die manche Zweifel an seinem Talente und seinem Charakter erregte. Schon im Jahre 1778 verfaßte er an Franzel's Geburtstage ein „Huldigungsgedicht", in welchem er die herzogliche Mätresse als Muster der Tugend feierte, und an demselben Tage der Jahre 1779 und 1780 war er als Festredner des Lobes für den Herzog und seine Geliebte

so voll, daß wir bei der Lesung dieser rednerischen Produkte schier an seiner Aufrichtigkeit zweifeln müssen. Dabei ist aber zu bedenken, daß Schiller den Herzog als den wohlmeinenden Protektor seiner Familie ansah, an welcher er mit kindlich treuer Liebe hing, und daß Franzel, das einzige weibliche Wesen, dem die Akademie zugänglich war, wirklich besänftigend und verschönernd, zum Wohl des ganzen Volkes, in die Despotennatur Karls eingriff und zu der Zeit von allen Akademisten verehrt wurde. Sodann waren die sittlichen Begriffe im Allgemeinen von oben herab dermaßen verwirrt worden, daß man es dem Jüngling nicht sehr hoch anrechnen kann, wenn er einer durchaus reinen Auffassung der Verhältnisse damals nicht mächtig war. Daß er dies nicht war, beweist auch ein in jener Zeit zu einem Geburtsfeste des Herzogs verfaßtes Vorspiel „der Jahrmarkt", das weniger Genialität als Lockerheit der sittlichen Auffassungsweise aufwies.

Es war im Jahre 1776, als Schillers erstes Gedicht, im „Schwäbischen Magazin", im Druck erschien. Dasselbe führte den Titel „der Abend" und war eine Nachahmung der Klopstock'schen und Uz'schen Poesieen, ohne weitere Bedeutung. Interessant für uns sind nur zwei Stellen; in der einen bittet er Gott, nicht um Macht und Reichthum, sondern um Gesänge; in der anderen verräth er die Theilnahme, welche er, wie auch ein großer Theil seiner Mitschüler, an dem Unabhängigkeitskriege nahm, den damals die Nordamerikanischen Kolonien gegen England führten. Der Freiheitsdrang regte sich schon mächtig in dem Jüngling und er stürmte ihn 1777 in einem, in derselben Zeitschrift veröffentlichten Gedichte „die „Eroberer" aus, in welchem er dem Despotismus seinen glühenden Fluch zuschleuderte. Dieser Freiheitsdrang gipfelte sich zu gigantischen Dimensionen empor, da derselbe in dem beinahe unerträglichen, schulmeister-

lichen und zugleich soldatischen Druck, der die Disciplin der Akademie kennzeichnete, beständige Nahrung fand, und machte sich öfters in poetischen Ergüssen Luft. Die Begeisterung erfaßte ihn oft so gewaltsam, daß er, nach dem Zeugnisse seiner Mitschüler, seine Empfindungen unter wüthendem Auffahren, Zucken und Schnaufen und auf den Boden stampfend zu Papier brachte. Er erschien in solchem Augenblicke wie ein Tobsüchtiger.

Das Jahr 1779 sollte ihn, wie er hoffte, endlich von dem Drucke erlösen. Er reichte, um seinen medicinischen Kursus abzuschließen, eine Dissertation über die Philosophie der Physiologie ein, deren Sinn der examinirende Professor „nicht errathen konnte". „Uebrigens", urtheilte Derselbe, „gibt die feurige Ausführung eines ganz neuen Planes untrügliche Beweise von des Verfassers guten und auffallenden Seelenkräften, und sein Alles durchsuchender Geist verspricht nach geendeten jugendlichen Gährungen einen nützlichen Gelehrten." Auf dieses Urtheil hin erhielt Schiller den herzoglichen Befehl, noch ein Jahr lang auf der Akademie zu verbleiben. Mit einer neuen Probearbeit „über den Zusammenhang der thierischen und geistigen Natur des Menschen" endigte er dann seine Studienjahre und erhielt im Januar 1781 eine Anstellung als Regimentsmedicus in Stuttgart.

Drittes Kapitel.

Der Regimentsmedicus und die „Räuber."

In dem letzten Jahre seines Aufenthalts auf der Akademie stieg die Erbitterung Schillers über den maßlosen Druck auf den Gipfelpunkt. Seine gewaltige Natur bäumte sich wild auf gegen diese eiserne Beschränkung der persönlichen Freiheit und das Feuer, das sich in seinem Innern gesammelt, schlug zu hellen Flammen empor: er dichtete die „Räuber."

Es unterliegt zwar keinem Zweifel, daß die Anfänge der „Räuber" schon aus dem Jahre 1777 datiren. Damals regte eine von Schubart verfaßte Erzählung im schwäbischen Magazin, „die feindlichen Brüder," die Idee des Dramas in ihm an und er arbeitete seither oft verstohlen an dem Werke; allein man kann das Jahr 1780, in welchem dasselbe die letzte Ueberarbeitung und Vollendung erhielt, als die eigentliche Zeit der Entstehung betrachten. Schiller arbeitete schwer und langsam und mußte, „leidend unter der milzsüchtigen Laune eines gebieterischen Korporals", wie Spiegelberg sagt, die Zeit dazu stehlen. Wie oft meldete er sich krank, um den Vortheil eines Lichtes, das nach einer bestimmten Abendstunde keinem Schüler mehr vergönnt war, im Krankenzimmer genießen und an den „Räubern" arbeiten zu können. Sie waren endlich vollendet und er konnte sie auf einem Spaziergange im Bopserwalde seinen entzückten Mitschülern heimlich vorlesen.

In den „Räubern" hat Schiller's Genius mit gewaltigem Ruck die Fesseln einer rohen Wirklichkeit gesprengt und sich

planlos in das wild wogende Meer der Freiheit gestürzt. „Ich soll meinen Leib pressen in eine Schnürbrust und meinen Willen schnüren in Gesetze! Das Gesetz hat zum Schneckengang verdorben, was Adlerflug geworden wäre. Das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit brütet Kolosse und Extremitäten aus.—Ach, daß der Geist Hermann's noch in der Asche glimmte! Stelle mich vor ein Heer Kerle, wie ich, und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster sein sollen." In diesen Worten des Räubers Moor liegt der Keim, der das ganze Drama mit allen seinen Ueberschwenglichkeiten entstehen ließ. Die „Räuber" sind der lange unterdrückte Kriegsruf gegen den Zwang der gesetzlichen Convenienz und wie der Geist, so bricht auch die Sprache in denselben alle conventionellen Schranken durch. Aber es wird keine Republik geschaffen. Das Heer, an dessen Spitze sich der kühne Stürmer stellen will, ist nicht vorhanden; die Phantasie kann die historische Grundlage zu staatlichen Umwälzungen nicht in den engen Rahmen einer Familientragödie hineinzaubern; die revolutionäre Macht erstreckt sich nicht über den kleinen Kreis der Genossen, — und der Weltverbesserer wird zum Räuberhauptmann.

Dem großen Publikum blieb dieser erste, gigantische Ausbruch der großen Dichterseele einstweilen noch unbekannt; allein dieselbe hatte sich Luft verschafft und sich vor der Verzweiflung bewahrt, welche sie oft in trüben Stunden angegrinzt hatte.

Die herzogliche Versorgung des Regimentsmedicus war nicht so „väterlich", wie sie Schiller und seine Familie erwartet hatten. Er erhielt nicht einmal Offiziersrang und einen erbärmlichen Gehalt von 216 Gulden jährlich—kaum 36 Kreuzer täglich. Damit konnte der lebenslustige junge Mann, den es drängte, sich mit der größern Freiheit des neuen Standes

für die Knechtschaft der letzten Jahre, mit ihren Entbehrungen und Unbilden, durch vollen Genuß zu entschädigen, freilich nicht weit kommen. Er bewohnte in einem Hause am „kleinen Graben", das die Hauptmannswittwe Vischer inne hatte,— welche häufig und wie es scheint, irrthümlich, als eine Geliebte Schillers und die Gefeierte der „Laura-Lieder" angesehen wurde—mit einem ehemaligen Studiengenossen, dem Lieutenant Kapf, eine Parterrestube, in welcher es gar armselig und unordentlich ausgesehen haben soll. Es muß auch oft lustig genug hergegangen sein in dem kleinen Gemach und ein Haufen leerer Flaschen in einer Ecke zeigte dem Besucher, daß da ganz wacker gezecht worden war. Ueberhaupt scheint das Leben Schillers und seiner jugendlichen Genossen bei allem kraftgenialischen Anflug, wie er der gebildeten Jugend damals eigen war, in mancher Beziehung ausgeartet zu sein, und es war kein Wunder, daß Schiller bald dieser Art von Erholungen so müde war, als des steifsoldatischen Dienstes im Lazareth und auf der Parade.

So ward seine Aufmerksamkeit wieder auf „die Räuber" gelenkt, er hoffte für sie nach einer nochmaligen genauen Durchsicht einen Verleger zu finden und sich damit einen Weg in die literarische Welt und zugleich zu einem Nebenerwerb anzubahnen, der ihm doppelt wünschbar sein mußte, da er nicht nur häufig vom Mangel gepeinigt, sondern auch von Schulden gedrückt war. Aber trotz seinen und seiner Freunde Bemühungen war kein Verleger aufzutreiben; er mußte das Werk in Selbstverlag nehmen und auf die Bürgschaft eines Freundes hin das Geld für die Druckkosten borgen. So erschienen denn „die Räuber" im August 1781 — zwar ohne Namen des Dichters—zum ersten Male im Drucke.

Der Erfolg war ungeheuer. Der Sturm und Drang, der sich schon vorher in der deutschen Literatur Bahn gebrochen

und sich auch auf dem politischen Gebiete vorbereitete — leider ohne zu einem gesunden und großartigen Durchbruch gelangen zu können — fand da einen neuen, gewaltigen Propheten. Die revolutionäre Grundidee zündete wie ein Blitz und besonders die Jugend jauchzte laut dem kühnen Dichter entgegen. Mögen die Kritik und Selbstkritik des Verfassers später noch so strenge über dieses Erstlingswerk, mit seinem überschwenglichen Pathos, seinen ungeheuerlichen Motiven und unwahren Charakteren, abgeurtheilt haben; das große dramatische Talent des Dichters ließ sich so wenig verkennen, daß ein Kritiker in der Erfurter Gelehrten Zeitung in die Worte ausbrach: „Haben wir jemals einen Shakespeare zu erwarten, so ist es dieser!"

Das Erscheinen der „Räuber" hatte sogleich mancherlei bedeutende Folgen für Schiller; es erwarb ihm neue Freunde und machte ihm bittere Feinde. Zu den Ersteren gehörte auch der Buchhändler Schwan in Mannheim, welcher den Intendanten des dortigen National-Theaters, von Dalberg, sogleich auf das Drama aufmerksam machte und es dahin brachte, daß Schiller aufgefordert wurde, dasselbe für die Bühne umzuarbeiten. Freilich mußte er dem lebhaften Wunsche, sein Werk auf der Bühne zu sehen, ein großes Opfer bringen; denn der aristokratische Intendant beharrte fest auf der Ausmerzung der üppigsten sturm- und drangvollen Auswüchse und auf einer Dämpfung des zu revolutionären Tones. Auch der Sinn mußte gewissermaßen gefälscht werden, indem die Handlung aus dem 18. Jahrhundert, mit dessen geistigem und politischem Sehnen sie so lebhaft übereinstimmte, in die Zeit versetzt wurde, „da Kaiser Maximilian den ewigen Landfrieden stiftete." Doch Schiller fügte sich in das Unvermeidliche und die Umarbeitung wurde von der Mannheimer Bühne angenommen.

Von eben so großer Wichtigkeit wurde, in anderer Beziehung, Schillers Bekanntschaft mit der Freiin Henriette von Wolzogen, welche durch ihren Sohn Wilhelm, einen Mitschüler Schillers auf der Akademie, auf ihren Wunsch mit dem Dichter der „Räuber" bekannt gemacht wurde. Der Umgang mit dieser feingebildeten, für alles Schöne und Große begeisterten Wittwe trug nicht wenig zur sittlichen Hebung und Veredlung des jungen Stürmers bei.

Zu dieser Zeit büßte der unglückliche Dichter Schubart, dessen Gedichte auf Schiller bedeutend einwirkten, seinen kühnen Freiheitsdrang bereits auf der Feste Hohenasperg und verdankte es einer schöngeistigen Laune des berüchtigten pietistischen Festungskommandanten, Generals Rieger, daß ihm der Dichter der Räuber vorgestellt wurde; daß er den jugendlichen Sänger, „dem, wie kaum Einem, heilige Geniusfunken aus der Seele, wie Lohe vom Opferaltar emporstiegen", an sein Herz drücken durfte.

Herzliche und dauernde Freundschaft schloß Schiller zur selben Zeit mit einem jungen Musiker, auch ehemaligen Schüler der Akademie, Namens Andreas Streicher, dessen Schicksal längere Zeit mit seinem eigenen düstern verknüpft werden sollte.

Am 13. Januar 1782 wurden die „Räuber" zum ersten Male auf der Bühne des Mannheimer Nationaltheaters aufgeführt; dieses treffliche Institut schloß damals die besten Bühnenkünstler Deutschlands in sich; der berühmte Iffland spielte den Franz Moor, und während die drei ersten Akte das Publikum einigermaßen gleichgültig gelassen, rissen die großen Szenen der zwei letzten Aufzüge dasselbe zu rauschendem Beifall hin. Schiller hatte noch ein Avertissement neben den Theaterzettel anschlagen lassen, um die moralischen Auswüchse des Stückes zu verdecken und die poetische Berechtigung desselben

nachzuweisen. Die von allen benachbarten Orten herbeigeströmte Menge war im höchsten Grade gespannt, das Spiel war unübertrefflich und der Erfolg ein allgemeines Entzücken. Schiller schwomm in nie erlebten Wonnen, denn er hatte, da er keinen Urlaub zu erhalten hoffen konnte, heimlich Stuttgart verlassen und wohnte der Vorstellung bei.

Mit Buchhändler Schwan und dem Freiherrn von Dalberg wurde er bei dieser Gelegenheit persönlich bekannt und gründete auf diese neugewonnene Freundschaft bald weitgreifende Pläne für die Zukunft. Mit schwerem Herzen trat er den Rückweg nach Stuttgart und dem leidigen Lazarethdienst an: seine Stellung wurde ihm unbehaglicher als je. Er sah in ihr das gewaltige Hinderniß, eine Carriere zu machen und draußen in der großen Welt Ruhm und Ehre zu erwerben. Sein Schöpfungsdrang wurde wieder angeregt und er beschäftigte sich mit verschiedenen Entwürfen. Zuerst gedachte er „Konradin von Hohenstaufen" zum Helden einer Tragödie zu machen; dann wandte er sich jedoch mit neuer Lust einem Stoffe zu, der ihn schon auf der Akademie beschäftigt hatte, der Verschwörung des Fiesko in Genua.

In damaliger Zeit wurde Deutschland alljährlich mit Musenalmanachen überschwemmt. Auch Schwaben hatte seine „Blumenlese", herausgegeben von einem Dichterling, Namens Stäudlin. Schiller lieferte 1781 einen Beitrag, die „Entzückung an Laura"; aber, da weder er noch seine Freunde mit dem anmaßlichen Manne auskommen konnten, gab er, weil es nicht anders gehen wollte, abermals auf eigene Rechnung, eine „Anthologie" für das Jahr 1782 heraus, in welcher die „Lauralieder" die einzigen Beiträge waren, die er später noch würdig fand, in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommen zu werden. Laura war, den Aussagen seiner intimsten Freunde nach zu urtheilen, wohl nur ein Phantasiegebild

des Dichters; um so auffallender ist die fieberische Gluth in diesen Gedichten. Die Sammlung fand keinen Beifall. Der Herzog, welcher dem Dichter die „Räuber", die ihm bei seiner Geschmacksrichtung sicherlich mißfallen mußten, bis dahin ungestraft hingehen ließ, wurde durch einige Gedichte der Sammlung, besonders das über „die schlimmen Monarchen", welches nach Inhalt und Form an Schubarts „Fürstengruft" erinnerte, bedeutend verletzt. Er ließ den Dichter vor sich kommen und mahnte ihn „väterlich", die „Irrwege" zu verlassen und einem „bessern Geschmack" zu huldigen. Ja, er bot sich selbst als Censor an, eine gar vorsorgliche Gnade, die Schiller entschieden zurückweisen mußte. Dieser Trotz des Unterthanen wurde übel vermerkt. Bald häufte aber Schiller neue Sünden zu den alten. Mit Frau von Wolzogen und der Wittwe Vischer machte er am 25. Mai eine zweite heimliche Reise nach Mannheim, um einer abermaligen Vorstellung der „Räuber" beizuwohnen. Diese Reise blieb nicht, wie die erste, verheimlicht; die Frauen hatten unter dem Siegel der Verschwiegenheit von den herrlichen Freuden erzählt, die sie in Schillers Gesellschaft in Mannheim genossen, und dies Alles kam endlich dem Herzog zu Ohre. Der Regimentsmedicus wurde wiederum coramirt, auf vierzehn Tage in Arrest geschickt und ihm jegliche Verbindung mit dem „Auslande"—wozu natürlich auch das ganze heilige römische Reich deutscher Nation außer Würtemberg gehörte — auf das Strengste untersagt.

In dem Arrest bemächtigten sich trübe Ahnungen der Seele des Dichters. Sollte er ewig diese Fesseln tragen, die mit immer stärkerem Druck auf ihm lasteten? Sollte er allen schönen und großen Hoffnungen entsagen, um als guter Unterthan ein ruhmloses Dasein zu fristen? Oder, wenn er seinen Geist und sein Herz nicht beugen konnte unter das

Joch, konnte ihm der „väterliche" Herzog nicht auch, wie dem unglücklichen Schubart, den Hohenasperg als „Schule der Besserung" anweisen? Unter solchen Gedanken reifte in ihm der Entschluß, seine Verhältnisse um jeden Preis zu ändern. Seine ganze Hoffnung stützte sich vorerst auf den Freiherrn von Dalberg, durch dessen Vermittlung er von seiner jetzigen Stellung befreit und als Theaterdichter in Mannheim angestellt zu werden hoffte. Dieser Plan hatte ihn schon früher beschäftigt; er hatte Dalberg bei seiner letzten Anwesenheit in Mannheim um seine Unterstützung gebeten, und Dieser hatte ihm eine Antwort gegeben, welche Schiller für eine feste Zusicherung nahm, während der Freiherr sich wohl das diplomatische Hinterthürchen offen gelassen hatte. Ein neues Ereigniß reifte den Plan zur gewaltsamen Ausführung.

Viertes Kapitel.

Auf der Flucht.

Während Schiller mit Dalberg zu den genannten Zwecken eine schon früher gepflogene Korrespondenz wieder anknüpfte, aber vergeblich auf Antwort harrte, arbeitete er in seinen Freistunden mit Liebe an „Fiesco" und beschäftigte sich mit der Idee eines neuen Drama's „Luise Millerin", später „Cabale und Liebe", dessen Umrisse sich schon im Arrest in seiner Seele gestaltet hatten und in welchem er die willkürli-

chen Ausschreitungen der Gewalt der Hohen bloszustellen gedachte. Zugleich lebte er mit inniger Hingebung seinen Freunden; besonders mit dem Musiker Streicher, der mit treuer Liebe an ihm hing, lebte er in täglichem Verkehr und schüttete in die empfängliche Jünglingsseele all' seine Freude und sein Leid aus.

Die zweite Auflage der „Räuber" war inzwischen mit dem Namen des Verfassers erschienen und führte auf dem Titelblatte einen zornigen Löwen mit der Aufschrift: „in Tyrannos" (wider die Tyrannen). Jetzt war der Dichter auch manchen persönlichen Angriffen ausgesetzt und einer der läppischsten derselben wurde Anlaß zu Schillers endlicher Befreiung aus der drückendsten Sklaverei. In der ersten Ausgabe der „Räuber" war dem Hauptschurken Spiegelberg eine Stelle in den Mund gelegt, welche Graubündten als das „Athen der Gauner" darstellt; einige Bewohner dieses schweizerischen Kantons nahmen dies für eine absichtliche Beleidigung ihres Landes und veranlaßten eine bittere Zeitungspolemik gegen den Dichter. Durch einen elenden Denunzianten, Namens Walter, Aufseher der herzoglichen Gärten in Ludwigsburg, wurde der Fürst auf dieses „Aergerniß" aufmerksam gemacht; er ließ Schiller zu sich kommen und stellte ihn nicht allein in den härtesten Ausdrücken zur Rede, sondern verbot ihm ein für alle Male, „Komödien oder überhaupt etwas Anderes, als medicinische Werke, drucken zu lassen." Dieser despotische Spruch traf den Dichter gleich einem Todesurtheil; allein Dalberg hatte noch Nichts von sich hören lassen, und so hoffte er durch unterthänige Bitten die despotische Entschließung seines „gnädigen Landesvaters" doch noch rückgängig machen zu können. Umsonst! Unter Strafandrohung wurde ihm verboten, sich noch ein Mal in dieser Sache an den Herzog zu wenden. Jetzt war ein rascher Entschluß nothwendig. Schil-

ler wußte, daß sein freier Geist viele und mächtige Feinde unter dem niederen und hohen Lakaienthum hatte, die Alles aufbieten würden, die Ungnade des gekrönten Pädagogen auf die Spitze zu treiben. Das Loos des unglücklichen Schubart schwebte wieder vor seiner Seele und der Plan ward reif, sich durch die Flucht allem Druck und der größten Gefahr zu entziehen.

Die nächsten Freunde wurden in das Geheimniß eingeweiht und versprachen alle ihnen mögliche Unterstützung; selbst Frau von Wolzogen scheint den Plan gebilligt zu haben, denn sie bot dem Dichter schon derzeit ihr Gut Bauerbach, unfern Meiningen, als Asyl an. Besonders Andreas Streicher, der sich gerade vorbereitete, nach Hamburg abzureisen, um dort unter des großen Bach Anleitung seine musikalischen Studien zu vollenden, war sehr thätig, dem geliebten Freunde behülflich zu sein, und erklärte sich bereit, denselben zu begleiten. In Stuttgart und auf allen nahen herzoglichen Schlössern traf man zu der Zeit Anordnungen, den Großfürsten Paul von Rußland würdig und mit aller erdenklichen Pracht zu empfangen. Derselbe traf auch am 15. September mit seiner Gemahlin, einer würtembergischen Prinzessin, ein, und die Nacht vom 17. gl. Mts., in welcher eine große Festlichkeit auf der Solitüde stattfinden sollte, war als günstige Gelegenheit zur Bewerkstelligung der Flucht festgesetzt. Noch einmal besuchte Schiller seine Eltern und Geschwister, mit denen er stets im herzlichsten Verkehr gestanden und in deren Arme er so oft geeilt war, als es ihm sein Dienst gestattete, um von der Mutter und Schwester Christophine, welche von dem Plane wußten, Abschied zu nehmen. Dem Vater verschwieg man Alles, damit er nöthigenfalls jede Mitwissenschaft mit gutem Gewissen vor dem Herzog in Abrede stellen könnte. Ach, der Abschied war schwer genug für den treuen

Sohn und Bruder. Und als sich die beiden Freunde, Schiller und Streicher, in der erwähnten Nacht auf den Weg gemacht, unter falschem Namen die Thore Stuttgarts passirt und auf Umwegen die Ludwigsburger Straße erreicht hatten, von wo aus sie die hellerleuchtete Solitüde erblicken konnten; da zeigte unser Dichter mit schmerzlicher Wehmuth auf die Stelle, wo seine Eltern wohnten, und sank mit den Worten: „O meine Mutter!" tief bewegt in den Wagen zurück.

Das Trauerspiel „Fiesco" war in der letzten Zeit soweit vollendet worden, daß Schiller dasselbe in kürzester Frist in Mannheim auf die Bühne zu bringen hoffte. Er ward auch von dem Regisseur Meyer daselbst auf das Freundlichste aufgenommen, doch ließ sich im Augenblicke nicht viel in dieser Sache thun, da der Intendant von Dalberg sich, wie eine unzählige Masse anderer Gäste, eben auch am würtembergischen Hofe befand, um den erwähnten Festlichkeiten beizuwohnen. Dagegen drangen die Freunde, die sich ob der Flucht des Dichters ängstigten, in denselben, sich nochmals vertrauensvoll an den Herzog Karl zu wenden und Rücknahme des bekannten grausamen Verbotes, sowie ungestrafte Rückkehr zu erflehen. Schiller genügte diesen Wünschen, erhielt aber zur Antwort, er solle nur zurückkehren, der Herzog sei in Folge der Anwesenheit seiner hohen Verwandten eben gar gnädig gestimmt. Dies bot Schiller aber zu wenig Garantie für die Erfüllung seiner Bitten, um so mehr, als seither von Stuttgart die Nachricht gekommen war, daß er bereits am 18. Sept. vermißt worden sei und man allgemein vermuthe, der Herzog werde seine Auslieferung als „Deserteur" verlangen. Schiller schrieb daher zum zweiten Male an die Person, welche die Angelegenheit bei dem Herzoge vermitteln sollte. Inzwischen las der Dichter in einer Gesellschaft der hervorragendsten Bühnenkünstler seinen „Fiesco" vor und machte mit

ihm entschiedenes Fiasco. Die Gesellschaft lief während der Vorlesung auseinander oder unterhielt sich über die gewöhnlichsten Dinge. Der ihm sonst so wohlwollende Regisseur Meyer begann sogar Zweifel zu hegen, ob Schiller wirklich der Verfasser der Räuber sei; doch bat er sich noch das Manuskript des neuen Drama's aus, um es zu Hause durchzusehen. Schiller verließ eben so tief verletzt, als Streicher schwer gekränkt, die Gesellschaft, indem der Erstere den Schauspielern jegliches Verständniß des Werkes, der Letztere ihnen alles Gefühl absprach. Das Räthsel klärte sich jedoch bald zur Zufriedenheit der Freunde auf, indem Meyer am nächsten Morgen dem jungen Musiker erklärte, das Drama sei ein Meisterstück und nur der breite schwäbische Dialekt und die schlechte Deklamation des Dichters hätten dasselbe ungenießbar gemacht. Natürlich verschonte man den Dichter mit der letzteren Erklärung.

Eine zweite und ganz gleichlautende Antwort von Stuttgart mahnte jetzt aber Schiller, auf seiner Hut zu sein. Dalberg war noch nicht zurückgekehrt und über den „Fiesco" konnte also vorläufig doch Nichts entschieden werden. Kärglich mit Mitteln ausgestattet, machten sich daher die Freunde abermals, und zwar zu Fuße, auf den Weg, um, unter angenommenem Namen, nach Frankfurt zu reisen. Nach zwei Tagereisen, auf welchen der kränkliche Dichter unendlich litt, erreichten sie die reiche Handelsstadt und nahmen in einer ärmlichen Herberge der Vorstadt Sachsenhausen Quartier. Von hier aus schrieb Schiller sogleich an Dalberg, den er, in festem Vertrauen auf eine Güte, die derselbe nicht besaß, um ein Anlehen auf den „Fiesco" von hundert Gulden anging. Es kam aber durch Vermittlung des Regisseur's Meyer eine abschlägige Antwort: Dalberg wolle Nichts thun, da „Fiesco" in seiner gegenwärtigen Fassung nicht auf

die Bühne gebracht werden könne. Der reiche, aber herzlose Aristokrat konnte und durfte ja kein Mitgefühl für den leidenden Dichter haben, der als Flüchtling und also Rebell gegen seinen Landesherrn in der Fremde umherirrte.

Schiller hatte sich in den letzten Tagen wieder mit der Ausarbeitung des Planes zur „Luise Millerin“ beschäftigt, und war schmerzlich berührt, als ihn die kalte Antwort des hohen Herrn Intendanten von dieser genußvollen Arbeit abrief. Aber es galt jetzt, da die schrecklichste Geldklemme einzureißen drohte, vorerst für die nöthigen Existenzmittel zu sorgen, und Schiller glaubte dies am Besten in der Nähe von Mannheim durch eine Umarbeitung des „Fiesco“ erreichen zu können. Noch setzte er in seiner Herzensgüte, trotz der bitteren Erfahrungen, großes Vertrauen in die Wohlmeinenheit Dalberg's, dessen dramaturgische Skrupel er leicht zu überwinden gedachte. Streicher hatte glücklicherweise etwas Geld von seiner Mutter erhalten, und so reisten Beide zusammen über Mainz und den Rhein hinauf nach Worms und von da nach Oggersheim, wo sie in der elenden Herberge „zum Viehhof“ einkehrten. Mit dem „Fiesco“ wollte es aber anfänglich nicht recht gehen; die „Luise Millerin“ machte dem Dichter zu viel zu schaffen, und er mußte erst den Plan zu dem letzten Stücke ausarbeiten, ehe er ernstlich an die Umarbeitung des ersten ging. Endlich wurde es vollendet und eingeliefert, jedoch wiederum abgewiesen. Dalberg hatte offenbar andere Gründe, als dramaturgische, dem Dichter jegliche Unterstützung zu versagen.

Jetzt galt es auf's Neue, einen entscheidenden Schritt zu thun. Die finanzielle Misere hatte ihren Höhepunkt erreicht, und da sich Schiller in Dalberg, auf dessen Schutz er gerechnet, so bitter getäuscht sah, bangte ihm für seine Sicherheit. Auch mußte der treue Streicher ihn aus Noth verlassen, um

in Mannheim als Musiklehrer ein Unterkommen zu suchen. Schiller erinnerte daher seine gütige Freundin, Frau von Wolzogen, an ihr Versprechen, ihm ein Asyl in Bauerbach zu gewähren, und erhielt die nöthige Vollmacht, sich als „Dr. Ritter", welchen Namen er auf der Flucht stets geführt, daselbst einzuführen. Gleichzeitig überließ er dem Buchhändler Schwan die neue Bearbeitung des „Fiesco" für das geringe Honorar von 11 Louisd'or, wodurch es ihm wenigstens möglich wurde, seine Rechnung in Oggersheim auszugleichen und die Reisekosten bis Bauerbach knapp zu bestreiten. Am 30. Nov. reiste er in Begleitung einer Anzahl Mannheimer Freunde, unter denen sich auch Andreas Streicher befand, von Oggersheim ab. Sie gaben ihm das Geleite bis Worms und trennten sich bei seiner Weiterreise mit schwerem Herzen von ihm. Erst auf dem Heimwege fiel es ihnen ein und sie machten sich, zu spät, bittere Vorwürfe, daß sie den leidenden Dichter nur mangelhaft, mit einem leichten Ueberrocke gekleidet, in die kalte Winternacht hinaus reisen ließen.

Fünftes Kapitel.

Im Asyl in Bauerbach und „Theaterdichter" in Mannheim.

Dank den damaligen deutschen Schneckenposten, langte Schiller erst am 7. Dezember, niedergedrückt von den langen Strapazen der Winterreise, in Bauerbach an. Das Gut lag am Fuße eines Hügels, von welchem die Ruinen der alten Burg Henneberg herniederschauten in das von düsteren Fichtenwäldern eingeschlossene Thal, das, wie die Wälder und die in der Ferne über sie emporragende Berge, mit tiefem Schnee bedeckt lag. Aber auch in seinem Innern war es winterlich düster geworden; er begann dem Menschenhasse zu verfallen. „Wenn man die Menschen braucht", schrieb er in den ersten Tagen an Streicher, „muß man ein H . . . . t werden oder sich ihnen unentbehrlich machen." Und später äußerte er sich in einem Briefe an Frau v. Wolzogen: „Ich hatte die halbe Welt mit der glühendsten Empfindung umfaßt, und am Ende fand ich, daß ich einen Eisklumpen in den Armen hatte." — Doch mit dem Körper, welchem in der behaglichen Behausung jegliche Pflege geboten war, erholte sich auch sein Geist und er machte allerlei Pläne für die Zukunft. So gedachte er auch das Studium der Medizin wieder aufzunehmen; doch wollte er sich vorher mit schriftstellerischen Arbeiten erst die nöthigen Mittel sichern. Außer einer lebhaften Korrespondenz mit seiner gütigen Freundin v. Wolzogen und dem herzoglichen Bibliothekar Reinwald in Meiningen, seinem späteren Schwager, der ihn auf Empfehlung der Ersteren mit Büchern versorgte, beschäftigte ihn besonders „Ca-

bale und Liebe". Im Februar 1783 war das Trauerspiel vollendet.

Anfangs Januar war Frau von Wolzogen mit ihrer, sich eben zur schönsten Blüthe entfaltenden Tochter Charlotte nach Bauerbach gekommen und den Dichter erfaßte eine glühende Neigung zu dem Mädchen, das er noch fand „ganz, wie aus den Händen des Schöpfers, unschuldig, die schönste, reifste, empfindsamste Seele." Er wurde weich und träumerisch und gab sich ganz den süßen Schauern dieser ersten wahren Liebe hin. Dem scharfen Auge der Frau von Wolzogen konnte diese, bis zur Leidenschaft sich steigernde Neigung nicht entgehen und sie verhehlte auch dem Dichter ihre Meinung darüber nicht. Sie selbst war unbemittelt und er ohne alle sichere Aussicht auf die Zukunft — das Facit war da bald gezogen.

Nach der balderfolgten Abreise der Frau von Wolzogen wandte sich Schiller wieder der dichterischen Thätigkeit zu. Er hatte zuerst zwischen „Maria Stuart", auf deren Schicksal, als Stoff einer Tragödie, er in Bauerbach aufmerksam geworden war, und „Don Carlos" geschwankt, der ihn schon früher auf der Akademie beschäftigt hatte. Endlich entschied er sich für „Don Carlos". Er hoffte, „durch diese Geschichte Gelegenheit zu starken Zeichnungen und erschütternden oder rührenden Situationen zu erhalten", und wollte „in der Darstellung der Inquisition die prostituirte Menschheit rächen". Nie hatte er sich mit solcher Lust der Bearbeitung eines Stoffes hingegeben. Eine neue Muse begeisterte ihn jetzt und diktirte ihm Bilder und Worte, — die Liebe. Aber während sich so immer mehr neue Kräfte in ihm entwickelten, empfand er auch immer drückender das Einsame seiner Lage, in welcher ihm jegliche Aufmunterung und Anregung für sein dichterisches Schaffen abging. Er sehnte sich hinaus in

die Welt zu gleichstrebenden Geistern, an deren Gedankenflug er seinen eigenen messen und erfrischen könnte.

Während er so mit neuen Entwürfen über die Veränderung seiner Lage umging, erhielt er zu seinem größten Erstaunen ein Schreiben Dalberg's, welcher sich in der freundlichsten Weise nach seinen dramatischen Arbeiten erkundigte und ihn aufforderte, „Cabale und Liebe" für die Bühne zu bearbeiten. Streicher hatte nämlich im Freundeskreise gar viel Löbliches zu berichten gewußt von dem neuen Stücke, das er wenigstens im Entwurf kannte, und nach seinen Schilderungen erwartete man von demselben einen großen Effekt auf der Bühne. Dies war Dalberg sicher zu Ohren gekommen. Ueberdieß war im Frühjahr „die Verschwörung des Fiesco, republikanisches Trauerspiel," im Druck erschienen und machte viel von sich reden. Kein Wunder, daß der Herr Intendant plötzlich wieder freundlich gegen den, von ihm vor kaum drei Monaten so herzlos behandelten Dichter gestimmt wurde; umsomehr als der Herzog von Würtemberg offenbar keine Schritte gegen denselben zu thun gedachte, und ihm diese Freundlichkeit also keinerlei Unannehmlichkeiten bereiten konnte.

Schiller antwortete dem wankelmüthigen Aristokraten zwar sogleich, allein in fast ausweichender und ironischer Weise, indem er ihm erst, um sich „der Gefahr, die Erwartung des Hrn. Intendanten zu hintergehen, nicht neuerdings auszusetzen", den Plan und die Handlung des Stückes darlegte. Dalberg setzte aber, die Pille verschluckend, die Korrespondenz beharrlich fort und forderte den Dichter auf, nach Mannheim zu übersiedeln.

Inzwischen war des Dichters Ueberdruß an Bauerbach gänzlich geschwunden; denn Mitte Mai war Frau von Wolzogen mit ihrer Lotte auf dem Gute angelangt und Schiller verlebte mit der Freundin und dem heimlich geliebten Mäd-

chen selige Tage. Doch war es gerade Frau von Wolzogen, welche, aus leicht erdenklichen Gründen, den Dichter anspornte, die ihm angebotene Gelegenheit zur Sicherung einer großen Zukunft zu ergreifen. So entschloß er sich denn endlich, im Juli vorläufig nach Mannheim zu reisen und sich mit Dalberg zu besprechen. Aber Bauerbach hatte jetzt wieder eine zu große Anziehungskraft für den liebenden Dichter, als daß er sich hätte entschließen können, für immer von dem stillen ländlichen Asyl Abschied zu nehmen. Er wollte sobald als möglich dahin zurückkehren; allein dieser Wunsch sollte nicht in Erfüllung gehen.

Am 27. Juli kam Schiller matt und erschöpft in Mannheim an. Das Wiedersehen mit Streicher, der noch mit gleich herzinniger Treue an ihm hing, machte sogleich einen erhebend wohlthuenden Eindruck auf sein Gemüth. Auch die anderen Freunde, wie Regisseur Meyer, der bereits für eine hübsche Wohnung neben dem Schloßplatze gesorgt hatte, empfingen den Dichter herzlich.

Der Herr Intendant Dalberg war äußerst gnädig gestimmt und bot Alles auf, den Dichter an Mannheim zu fesseln; doch wollte er es sich auch so wenig als möglich kosten lassen. „Der Mann ist ganz Feuer", schrieb Schiller an Frau von Wolzogen, „aber leider nur Pulverfeuer, das schnell losgeht, aber eben so schnell wieder verpufft." — Schiller war auch gar nicht so bald bereit, sich in Mannheim niederzulassen; es zog ihn mit unwiderstehlicher Gewalt nach Bauerbach zurück. Allein Lotte liebte einen Andern und dieser, so erfuhr er, sollte zu eben jener Zeit nach Bauerbach kommen. Wie war da eine Rückkehr möglich? Es blieb ihm nichts Anderes übrig, als auf Dalbergs Anträge einzugehen und so kam denn endlich eine Vereinbarung zwischen Beiden zu Stande. Schiller verpflichtete sich, vom ersten September an als „Theaterdichter"

ein Jahr lang für die Mannheimer Bühne zu arbeiten, unter dem Vorbehalte jedoch, daß er in der heißesten Jahreszeit an einem andern Orte wohnen dürfe. Während dieser Zeit sollte er außer „Fiesco" und „Cabale und Liebe" ein neues Drama liefern und dafür einen Gehalt von — 300 Gulden beziehen, von denen zweihundert sogleich ausbezahlt wurden. Außerdem wurde ihm die Einnahme einer von ihm selbst zu bestimmenden Vorstellung eines seiner Stücke bewilligt. Dieser ursprüngliche Contract wurde aber nachher dahin abgeändert, daß er 500 Gulden Jahresgehalt in Allem erhielt. Das Eigenthumsrecht der Dramen sollte ihm verbleiben.

Schiller glaubte sich nun seiner schwersten Sorgen enthoben; er sah sich schon im Stande, schuldenfrei und unabhängig ein ganz neues Leben zu beginnen. Er wurde häuslicher und sparsamer und suchte sich einen soliden Weg zur künftigen Existenz zu bahnen. Sein Wesen hatte sich übrigens seit seinem letzten Aufenthalt in Mannheim bedeutend zu seinem Vortheil verändert. Er war zu edlen Frauen in die Schule gegangen; seine wild aufbrausende Sinnlichkeit war gebändigt, das Derbe seines Naturells gemäßigt worden und er hatte immer mehr an sittlicher Zartheit zugenommen.

Schiller war aber kaum einige Wochen in Mannheim, als ihn, noch ehe er mit Dalberg den Vertrag definitiv abgeschlossen hatte, ein kaltes Fieber überfiel, an dem er mit nur kurzen Unterbrechungen mehrere Monate litt. Daß er unter solchen Leiden eben nicht sehr befähigt war, seinen contractlichen Verpflichtungen schleunig nachzukommen, wird keinem fühlenden Menschen auffallen. Der Herr Intendant von Dalberg nahm aber darauf wenig Rücksicht und drängte den Dichter zu Ende des Jahres in peinlichster Weise zur Umarbeitung des Fiesco, indem er nicht nur in Beziehung auf die Zeit das beinahe Unmögliche verlangte, sondern auch hier wieder eine

Verstümmelung des Werkes durchsetzte, die seinen dramaturgischen Talenten eben keine besondere Ehre machte.

In der „Verschwörung des Fiesco" ist der Kampf gegen den Despotismus, aber auf historischem Felde, fortgesetzt. Es handelt sich jetzt um eine staatliche Umwälzung, die Freiheit ist nicht mehr die einer gegen die Gesellschaft empörten Räuberbande, sie ist starrer, altrömischer Republikanismus. Die Verschwörung strebt den Sturz des Herzog's von Genua an und derselbe gelingt; allein Fiesco verräth die Freiheit; er hängt sich selbst den Purpur um, und er ist damit dem Verderben geweiht. Wenn auch die urwüchsige Kraft der „Räuber" fehlte, so war „Fiesco" immerhin ein Fortschritt in dem Entwicklungsgange des Dichters.

Außer der Milderung einiger, dem Herrn Intendanten allzu schroff erscheinenden Szenen wollte nun Dieser auch den Fiesco durchaus nicht zum Verräther werden und sterben lassen. Nachdem das Volk denselben schon zum Herzoge ausgerufen, muß ihn in der letzten Sekunde eine unbegreifliche Großmuth überschleichen: er zerbricht das Scepter und erklärt, nur Genua's glücklichster Bürger sein zu wollen. Damit hört das Trauerspiel auf und wird zum Schauspiel.

Fiesco ward endlich in dieser verstümmelten Form im Januar 1784 aufgeführt, aber sehr kühl aufgenommen. „Den „Fiesco" verstand das Publikum nicht", schrieb Schiller; „republikanische Freiheit ist hier zu Lande ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name; in den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut." — Besser gefiel „Fiesco" bald darauf in Berlin, wo er in drei Wochen vierzehn Mal verlangt wurde.

Jetzt kam die Reihe an das bürgerliche Trauerspiel „Cabale und Liebe", in welchem das Recht des Herzens dem herkömmlichen Ranguntersschied der Stände entgegengesetzt wird und,

wie schon oben erwähnt, die Willkürherrschaft und sittliche Verdorbenheit der Großen gegeißelt werden sollte. Der Kampf der Freiheit gegen die Unfreiheit, der in den früheren Dramen auf politischem Gebiete geführt wurde, ist hier auf das der bürgerlichen Moral versetzt. „Durchreißen", deklamirt Ferdinand, „will ich alle diese eisernen Ketten des Vorurtheils, frei wie ein Mann will ich (der Adelige die bürgerliche Braut) wählen, daß diese Insektenseelen am Riesenwerk meiner Liebe hinaufschwindeln sollen." Freilich bekam dieser vorurtheilslose Ferdinand zuerst den Schwindel; er hielt, in Folge einer elenden Intrigue, die sentimentale Schwärmerin Luise für fähig, die Buhlerin des geckenhaften Hofmarschalls von Kalb zu sein, der seinem Namen alle Ehre machte; er wird eifersüchtig und vergiftet seine Geliebte und sich. Durch diese tragische Betise des Ferdinand wird dann endlich das Verderben seines Vaters, des vornehmen Schurken, und seiner Helfershelfer herbeigeführt.

Im März kam „Cabale und Liebe" unter trefflicher Besetzung der Rollen auf die Bühne. Nach Beendigung des zweiten Aktes erhoben sich die Zuschauer, ganz gegen die Gewohnheiten damaliger Zeit, und brachen unter Händeklatschen in ein stürmisches Bravo aus. Tendenz und Inhalt hatten hier wieder so recht eigentlich in's Herz des Volkes getroffen; so war ihm längst das verdorbene Leben der höheren Stände erschienen und in jeder Brust wohnte die gleiche Empörung gegen die sittenlose Aristokratie. Und dann war der alte Miller eine so köstliche Gestalt, so frisch, so durch und durch deutsch! — Zu erwähnen ist noch, daß das Stück noch ganz unter den Stuttgarter Eindrücken geschaffen ist und sich manche gar deutliche Anspielungen auf die damalige Wirthschaft am würtembergischen Hofe finden ließen, wie denn Lady Milford sicher nach dem Vorbild Franziscas von Hohenheim

gezeichnet ist. Das Drama wurde bald darauf in Stuttgart aufgeführt, allein auf herzoglichen Befehl zum Aerger des Publikums vom Repertoire gestrichen.

Schiller hatte in Mannheim bald die, längere Zeit unterbrochene Korrespondenz mit seinen Eltern wieder angeknüpft und hörte nun zu seinem großen Schmerze, daß seine Mutter, wie er nur zu deutlich einsehen mußte, aus Kummer um sein Schicksal, schwer erkrankt sei. Eltern und Geschwister drangen in ihn, nochmals Schritte zu thun, um in seine Heimath zurückkehren zu können. Aber er fand dies mit seiner Ehre unvereinbar; doch beschloß er, was er längst schon selbst im Sinne gehabt, auf den Rath des Vaters, zur Medizin zurückzukehren und womöglich in Heidelberg das Doktorexamen zu machen. Er bat Dalberg wiederum in einem rührenden Briefe um einen Vorschuß auf ein Jahr, um diesen Plan auszuführen. Allein er war ja, seiner anhaltenden Kränklichkeit halber, seinen Verpflichtungen hinsichtlich eines dritten Drama's noch nicht nachgekommen, und die adelige Krämerseele wies ihn kalt ab. Das „Pulverfeuer" war längst wieder verpufft. Sein Vater, den er zu demselben Zweck um Unterstützung anging, konnte Nichts für ihn thun, und so sah er denn wieder rathlos in die Zukunft. Dazu kam, daß der Freund, welcher ihm einst die Summe für die Druckkosten der „Räuber" geliehen, dieses Geldes wegen in so harte Bedrängniß gerieth, daß er fliehen mußte und in Mannheim verhaftet wurde, um in den Schuldthurm nach Stuttgart zurückgebracht zu werden. Schiller war in Verzweiflung, aus der ihn endlich ein selbst zwar unbemittelter Mann, welcher aber das Herz auf dem rechten Fleck hatte, der Baumeister Anton Hölzel, durch Darlehnung der Summe rettete.

Jetzt galt es wieder, Mittel zu erwerben, um diese neue Verpflichtung zu erfüllen. Er gründete eine Zeitschrift für

die Interessen des Theaters und für die geistigen Angelegenheiten der Menschheit überhaupt, die „Rheinische Thalia", die er mit folgenden Worten ankündigte: „Das Publikum ist mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverän, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an, vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich! Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine anderen Fesseln zu tragen als den Ausspruch der Welt." Diese Jünglingsbegeisterung ward aber bald gedämpft und schlug später, als er den neuen „Souverän" besser kennen gelernt, in das Gegentheil um. „Das einzige Verhältniß gegen das Publikum, das Einen nicht reuen kann, ist der Krieg", schrieb er 1799 an Göthe.

Schiller hatte damals in der literarischen Welt immer festeren Boden gewonnen. Schon Anfangs 1784 war er zum Mitglied der kurpfälzischen deutschen Gesellschaft, eines Gelehrten-Vereins, ernannt worden und hatte in derselben ziemlichen Einfluß ausgeübt. Zu erwähnen ist hier, daß er in einer Versammlung dieser Gesellschaft am 26. Juni die Abhandlung vorlas, welche später unter dem Titel: „die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet", in die Sammlung der Werke überging.

Mächtige Leidenschaften hatten auch inzwischen sein Herz eingenommen und sein Gefühl noch mehr verwirrt, als es vorher schon war. So lernte er im Mai Charlotte von Kalb, geb. von Ostheimb, eine schöne glänzende Gestalt und geistig reich begabte und vielseitig belesene Dame, kennen und fühlte sich, trotz aller Erinnerungen an Lottchen von Wolzogen, mächtig zu derselben hingezogen. Das innige Verhältniß, das in der Folge zwischen ihm und der Frau von Kalb entstand, sollte erst später in Weimar wieder bis auf den Rest einer beiderseitig wohl nicht gleich herzlichen Freundschaft

zerstört werden. Seine eigentliche Herzenskönigin ward aber gegen Ende des Jahres die liebenswürdige und geistvolle Margaretha Schwan, die Tochter des schon öfter erwähnten Buchhändlers. Bei seinem Abschied von Mannheim trug er das Geständniß ihrer Gegenliebe im Herzen mit hinweg und stand nachher lange in lebhaftem Briefwechsel mit ihr.

Zu Anfang des Jahres 1785 trat ein Ereigniß ein, welches von besonderer Bedeutung für Schillers Zukunft war. Der Herzog Karl August von Weimar, Wieland's Schüler und Göthe's Freund, war auf Besuch in Darmstadt, und Schiller nahm, trotz seiner republikanisch derben Sprache in der Ankündigung der „Rheinischen Thalia", keinen Anstand, sich Zutritt zu dem großmüthigen Beschützer der Künste und Wissenschaften zu verschaffen und am Darmstädter Hofe den ersten Akt des Don Carlos vorzulesen. Die Wirkung auf Karl August war derart, daß er ihm den Titel eines Rathes verlieh. Diese „Gnade" war für den Dichter ein Wegweiser nach Sachsen, wo wir ihn im nächsten Abschnitte wieder finden werden.

Sein Verhältniß in Mannheim war auf die Dauer immer unhaltbarer geworden. Dalberg hatte ihn wieder im Stich gelassen und überdies war er mit den Schauspielern, die er in den Theaterkritiken der „Rheinischen Thalia" eben nicht sehr zärtlich behandelt, in widerwärtigen Konflikt gerathen. So benutzte er denn ein ihm von Leipzig aus gemachtes Anerbieten, dahin zu reisen und vorläufig seinen Wohnsitz daselbst aufzuschlagen.

Zweiter Abschnitt.

Wiedergeburt.—Neue wissenschaftliche Studien.

1785—1794.

„Der Leidenschaften wilden Drang,
Der Pflichten und Instinkte Zwang
Stellt ihr mit prüfendem Gefühle,
Mit strengem Richtscheit nach dem Ziele."

Erstes Kapitel.

Leipzig, Dresden, Weimar, Rudolstadt.

Schon im Juni 1784 hatte Schiller von Leipzig aus ein Paket empfangen, das Bildnisse und Briefe ihm völlig unbekannter Verehrer und Verehrerinnen enthielt. Unter diesen war auch Christian Gottfried Körner, der Vater des in dem sogenannten Befreiungskriege so früh gefallenen Dichters Theodor Körner. Schiller war seither mit diesen Freunden in lebhaften Briefwechsel getreten, aus welchem dieselben seine Lage kennen lernten, so daß sie ihm denn das Anerbieten machten und ihn mit den nöthigen Mitteln versahen, nach Leipzig zu kommen und sich bei ihnen niederzulassen. Nach einem noch glücklich mit seinem treuen Streicher verlebten Abend machte sich Schiller auf den Weg und kam am 17. April 1785 in Leipzig an. Er wurde auf das Herzlichste empfangen und machte bald eine Menge neuer Bekanntschaften. Es war gerade Meßzeit und das bunte Gewimmel der Menschen sprach ihn ungemein an. In ein Studentenzimmer-

chen einquartirt, wandte er sich bald wieder seinen gewöhnlichen Arbeiten und Studien zu. Körner war bei Schillers Ankunft abwesend; allein mit seiner Rückkehr kehrte auch, wenigstens für die erste Zeit, vollständige Sorgenfreiheit bei dem bisher so geplagten Dichter ein. In der zartesten Weise bat Jener sich die Gunst aus, den Dichter vorläufig auf ein Jahr vor Nahrungssorgen schützen zu dürfen, und Dieser zögerte nicht, auf das so rücksichtsvoll gestellte Anerbieten einzugehen.

Mit Margaretha Schwan stand er in innigstem geistigem Verkehr und wagte es schon Ende April, ihren Vater um ihre Hand anzugehen. Schwan wollte jedoch das Schicksal seiner Tochter nicht an das eines Mannes knüpfen, welcher noch so mittel- und aussichtslos in der Fremde umherirren mußte. Damit war denn das Verhältniß zwischen den Liebenden unwiderruflich aufgehoben.

Zu Ende des Sommers wurde Körner als Ober-Consistorialrath nach Dresden versetzt und Schiller folgte ihm von Gohlis aus, einem nahe Leipzig gelegenen Dörfchen, wo er seit Mai gewohnt und den herrlichen Rundgesang „das Lied an die Freude" gedichtet hatte, im Herbste dahin nach. Hier verlebte der Dichter wieder einmal recht glückliche und heitere Tage bei der ihm so herzlich ergebenen Familie. Sein Lieblingsaufenthalt ward bald das reizend gelegene Dörfchen Loschwitz im Elbthale, das wohl die besten Szenen seines „Don Carlos" entstehen sah. Körner war aber nicht nur ein treuer Freund Schillers; er war auch ein Mann von echtem Schrot und Korn, von kühnem Verstande, der den Dichter, ohne sich über ihn erheben zu wollen, doch in manchen Beziehungen zu seinem Vortheil leitete. Auf Rath eines befreundeten Schauspielers hatte er den „Don Carlos" schon in Leipzig, obgleich mit Widerstreben, in Prosa zu be-

arbeiten begonnen und die Arbeit rückte nur langsam vorwärts. Das Trauerspiel kam auch in dieser Form erst im September 1787 in Leipzig auf die Bühne und zwar ohne einen besonderen Erfolg zu erringen.

Diese Dichtung bezeichnet in dem Entwickelungsgange des Dichters einen Uebergang zu einer neuen Periode. Die drei ersten Jugendwerke waren, wie wir gesehen haben, polemischer Natur. Der Dichter tritt kämpfend auf gegen das, was er für schlecht, unrecht, überhaupt für verwerflich hält. Im „Don Carlos" schreitet der Dichter weiter vor; es handelt sich hier nicht mehr um die Zerstörung allein, sondern auch um den Wiederaufbau. Der Dichter verkündet uns hier, was er in Betreff der Ideen, die seine Erstlingsdramen beleben, für das Wahre und Rechte hält, mit jugendlich schwärmerischer Begeisterung. „Don Carlos" ist eine historische Tragödie, oder vielmehr lehnt sich der Dichter in ihm, wie im „Fiesco," mehr an die Geschichte an, als daß er sich strenge an die Thatsachen hielte. Er benutzt den Stoff zu bestimmtem Zwecke; nicht die historische Wahrheit, sondern die sittlich-politische Tendenz der Dichtung ist ihm die Hauptsache. „Ein Familiengemälde aus einem königlichen Hause" wollte der Dichter ursprünglich allein zeichnen. Die Zerrüttung, welche der Despotismus des Königs Philipp II. durch seine Vermählung mit der Braut seines Sohnes in das eigene Haus brachte, das war der Vorwurf, den er nach seinem ersten Plane in derselben polemischen Weise, wie die ersten Stücke, behandeln wollte. Von „Cabale und Liebe" zum „Don Carlos" ist also derselbe Uebergang, wie von den „Räubern" zu „Fiesco," von der bürgerlichen Familien-Tragödie zur historischen. Drei Akte waren nach diesem Plane geschrieben worden und in der „Thalia" erschienen. In Beziehung auf die Form war aber schon ein bedeutender künstlerischer Fortschritt eingetreten.

In der Schule des Exils und der Frauen war eine höhere Klarheit und Harmonie in seine Seele gezogen und prägte sich in dem Werke aus. Zum ersten Male verließ er die Prosa und griff zum metrischen Wohlklang des Verses, was den idealen Werth bedeutend heben mußte.

Aber „Don Carlos" mußte des Dichters eigenen inneren Entwicklungsgang mit durchmachen. Je mehr der Läuterungsprozeß in der Seele desselben vorschritt, desto weniger behagte ihm das Gedicht nach seiner ursprünglichen Anlage. Es wollte ihm nicht passen, in seine Lieblingsperson „Don Carlos" Alles das hineinzulegen, was in seiner Seele reifte, und so schuf er denn den Marquis Posa nach seinem Ebenbilde, verkörperte sein geistiges Ich in ihm. Marquis Posa, dem erst nur eine Nebenrolle, als Freund des Don Carlos, angewiesen war, übernimmt nun die Hauptrolle, als Träger der Idee der Humanität und Freiheit, als Herold des freien Gedankens und freien Staates. „Geben Sie," ruft er dem Könige zu:

„Was sie uns nahmen, wieder! Lassen Sie,
Großmüthig wie der Starke, Menschenglück
Aus Ihrem Füllhorn strömen — Geister reifen
In Ihrem Weltgebäude! Werden Sie
Von Millionen Königen ein König!
— — — — Stellen Sie der Menschheit
Verlornen Adel wieder her! Der Bürger
Sei wiederum, was er zuvor gewesen,
Der Krone Zweck — ihn binde keine Pflicht,
Als seiner Brüder gleich ehrwürd'ge Rechte.
Wenn nun der Mensch, sich selbst zurückgegeben,
Zu seines Werth's Gefühl erwacht — der Freiheit
Erhabene, stolze Tugenden gedeihen —

Dann, Sire, wenn Sie zum glücklichsten der Welt
Ihr eig'nes Königreich gemacht — dann ist
Es Ihre Pflicht, die Welt zu unterwerfen."

Durch Gedankenfreiheit die Freiheit des Staates und in ihr das Glück der Menschheit zu gründen, war Posa's Ziel. Das ursprüngliche Drama mußte durch Einführung des Marquis mit seinen Tendenzen natürlich bedeutende Veränderungen erleiden, nach welchen es dann erst seine Vollendung erhielt.

Von den Gedichten erschienen während dieser Zeit, zu Anfang 1786, außer dem schon erwähnten „Lied an die Freude", in der „Rheinischen Thalia" noch im Druck: „Freigeisterei der Leidenschaft" (in Schillers Werken betitelt: „der Kampf"), welches wohl seinen Ursprung von Mannheim datirt und sein Verhältniß zu Charlotten von Kalb charakterisirt; und „Resignation", welches die durch das Erstgenannte erzeugte Aufregung wieder abkühlen soll. Auch die Entwürfe zum (versöhnten) „Menschenfeind" und zum „Geisterseher", sowie „der Verbrecher aus verlorener Ehre" datiren aus Dresden.

Im Winter von 1786 auf '87 lernte Schiller im Hause der befreundeten Schauspielerin Sophie Albrecht eine Offizierswittwe von Arnim und ihre beiden Töchter kennen. Sogleich erfaßte ihn eine heftige Leidenschaft zu der älteren Tochter Marie, welche, obgleich sie seine Liebe erwiderte, auf Anleitung der Mutter, einer koketten Frau, mit den Gefühlen des Dichters ein frivoles Spiel getrieben haben soll. Seine Freunde sahen sich genöthigt, dem verliebten Schwärmer endlich den Staar zu stechen und veranlaßten ihn zur Abreise von Dresden, die gegen Ende Juli 1787 erfolgte.

Nach der Vollendung des „Don Carlos" hatte sich dem Dichter das Bedürfniß aufgedrängt, in seiner poetischen

Produktion einen Ruhehalt eintreten zu lassen und diesen zu neuen Studien zu benützen. Hatte er doch seine sittlich-politischen Ideale dort in Fülle ausgeprägt, ja erschöpft. Es galt jetzt, neuen Stoff, realen Stoff aus dem wirklichen Leben zu schöpfen. Und wo konnte er da eine reichhaltigere Quelle finden, als in dem Studium der Geschichte? Auch in seinen philosophischen Anschauungen verspürte er manche sehr fühlbare Lücke und er konnte dem Drang zu neuen Studien auf diesem Gebiete nicht länger widerstehen.

Diese vorgesetzten Zwecke weiter zu verfolgen, war Schillers fester Vorsatz bei seiner Abreise von Dresden. Er wandte sich, obgleich er von Hamburg sehr günstige Anträge von dem dortigen Schauspieldirektor, dem berühmten Künstler Fried. Ludw. Schröder, erhalten hatte, nach Weimar, dem Wohnsitze der größten deutschen Dichter, wo auch er seinen Platz zu finden hoffte.

Weimar sprach ihn anfänglich nicht so sehr an, als er erwartet hatte. Göthe war abwesend in Italien; der Herzog, damals häufig auf Reisen, achtete wenig auf den jungen Dichter; Herder empfing ihn zwar freundlich, allein derselbe kannte nicht einmal seine Werke, und nur mit dem greisen Wieland schloß er herzliche Freundschaft. Die Gesellschaft im Allgemeinen, in welcher ein kritischer und spekulativer Ton vorherrschte, behagte ihm gar nicht. Unter solchen Umständen entschloß sich denn Schiller, in Zurückgezogenheit seinen Studien zu leben. Charlotte von Kalb, die auch in Weimar anwesend war und ihn auf's Neue fesselte, nahm wohl die meisten der Erholung gewidmeten Stunden in Anspruch.

Im November durchreiste er zu Pferde den Thüringer Wald nach Meiningen zu, um Frau von Wolzogen in Bauerbach zu besuchen. Er sollte diese treue und gütige Freundin zum

letzten Male sehen; sie starb im Jahre darauf. Auf dem Rückwege begleitete Wilhelm von Wolzogen den Dichter bis Rudolstadt und führte ihn dort bei der Familie von Lengefeld ein, wo er neben der feinsten Bildung die reinste Sitte und eine unverfälschte Natürlichkeit fand, welche ihn bald in dem neuen Kreise sich heimisch und glücklich fühlen ließ. Frau von Lengefeld war Wittwe und hatte zwei Töchter, wovon die ältere, Karoline, an einen Hrn. von Beulwitz verheirathet war, während die jüngere, damals einundzwanzigjährige Charlotte gerade die bitteren Qualen einer verfehlten Liebe litt. „Charlotte hatte", so wird sie von ihrer Schwester später mit liebender Hand gezeichnet, „eine sehr anmuthige Gestalt und Gesichtsbildung. Der Ausdruck reinster Herzensgüte belebte ihre Züge und ihr Auge blitzte nur Wahrheit und Unschuld. Sinnig und empfänglich für alles Gute und Schöne im Leben und in der Kunst, hatte ihr ganzes Wesen eine schöne Harmonie." Schiller fühlte sich sogleich zu dem Mädchen hingezogen; doch konnte er damals wohl nicht ahnen, wie nahe sie einst mit ihm verbunden werden sollte. Nach kurzem Aufenthalte kehrte er nach Weimar zurück, doch nicht ohne mit der Familie in geistigem Verkehr zu bleiben. Während er den Winter hindurch fleißig studirte und besonders auch am deutschen Merkur mitarbeitete, beschäftigte sich seine Phantasie beständig mit den lieblichen Eindrücken, die er im Lengefeld'schen Hause empfangen. Charlotte von Kalb ward immer mehr in den Hintergrund gedrängt, um, wie schon früher bemerkt, bald beinahe gänzlich aus dem Herzen des Dichters gestrichen zu werden. Lottchen von Lengefeld brachte überdieß einige Zeit in Weimar zu, und der Dichter begegnete ihr oft in Gesellschaften, wo er sich ihr mit zarter Schüchternheit näherte.

So kam es denn, daß er beschloß, den Sommer 1788 in der

Nähe der ihm so lieb gewordenen Familie zuzubringen. Dieselbe miethete in Volkstädt, einem Dorfe an der Saale, unweit Rudolstadt, eine bequeme Wohnung für den Dichter, welche dieser auch im Maimonat bezog. Von seinem Fenster aus genoß er eine herrliche Aussicht auf das Thal, in welchem sich der Fluß durch das Grün der Wiesen und den Schatten uralter Bäume hinschlängelte; am jenseitigen Ufer ragten waldige Berge empor, an deren Fuß sich freundliche Dorfschaften schmiegten, und diesseits erhob sich in der Ferne auf erhabenem Gipfel das Rudolstädter Schloß. Dies war so recht ein Platz zu einer süßen Idylle. Im Umgange mit der Familie Lengefeld, welche er allabendlich besuchte, gab sich der Dichter der glücklichsten Laune hin; das freundlichste Einverständniß waltete in dem kleinen Kreise und die Frauen fühlten sich durch seine Gegenwart in eine heitere Ideenwelt versetzt. Während der Tageszeit arbeitete Schiller an seinem „Abfall der Niederlande“ oder am „Geisterseher,“ diesem „poetischen Spiegelbilde der großen Verschwörung des Obskurantismus gegen die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts.“

Bei einem der Besuche in Rudolstadt traf Schiller zum ersten Male mit Göthe zusammen, der erst vor kurzer Zeit aus Italien zurückgekehrt war und der Familie Lengefeld einen Besuch abstattete. Die beiden großen Geister sollten sich damals jedoch noch nicht näher treten. Göthe blieb kalt höflich, und benahm dadurch auch Schiller sein gewöhnliches Feuer. Das Streben beider hatte bisher zu wenig Verwandtes gehabt; Göthe hatte seine Sturm- und Drangzeit längst überwunden und ruhte nun, im Besitze der reinsten Kunstbildung, heiter in sich abgeschlossen, auf den errungenen Lorbeeren, während Schiller in heißem Thatendrange dem Leben noch Alles abzuringen hatte. Die ersten Produktionen des jungen Stürmers hatten Göthe vor ihm zurückgeschreckt, und

er mußte erst seinen Läuterungsprozeß vollenden, ehe sie Hand in Hand, zusammen das leuchtende Zwillingsgestirn am Himmel deutscher Poesie werden konnten.

Schiller war in seinen Erwartungen von Göthe bitter getäuscht, doch hegte er keinen Groll gegen den großen Mann, da er wohl einsah, wie weit ihr Streben jetzt noch aus einander liege. Einen bedeutenden Anlauf, demselben näher zu rücken, hatte er übrigens bereits gemacht. Er hatte sich in neuerer Zeit dem Studium der griechischen Klassiker, diesen ewigen Mustern wahrer Schönheit, zugewendet und las gerade jetzt mit den Schwestern von Lengefeld die Tragiker, freilich nur nach französischen Uebersetzungen, welche den eigentlichen Gehalt nur errathen ließen, während dann die treffliche Voß'sche Uebersetzung die Gleichstrebenden mit den unsterblichen Gesängen Homer's bekannt machte. Bereits hatte er auch Früchte gepflückt von diesem neuen Baume der Erkenntniß. Im Märzheft des „Merkur" war die berühmte Elegie: „die Götter Griechenlands," erschienen, jene beredte Verherrlichung der „Religion der Schönheit," und in Volkstädt begann er das Gedicht: „die Künstler," welches im Anfange des folgenden Jahres vollendet wurde. Schiller gibt selbst als Grundidee des Gedichtes an: Verhüllung der Wahrheit und Sittlichkeit in die Schönheit; so wird die Kunst das sinnliche Mittel zur Erhebung des Menschen über seine sinnliche, selbstsüchtige Natur, das Mittel, den Menschen zur freien Sittlichkeit zu erziehen.

In das Herz des Dichters war im Rudolstädter Thale ein nie geahnter Friede eingezogen. Alle die Gegensätze seiner Leidenschaften und Neigungen hatten sich in eine schöne Harmonie aufgelöst. Nirgends hatte er sich auch bis jetzt so heimisch, so in geistiger und gemüthlicher Beziehung gleich befriedigt gefühlt. Es war ein schmerzlicher Abschied für ihn

und die Familie Lengefeld, als er nach Weimar zurückkehrte, um dort den Winter über, in größerer Zurückgezogenheit, als je, seinen Studien obzuliegen und dem Andenken der Freunde zu leben. Das Jahr war noch nicht zu Ende, und Schiller freute sich schon auf den kommenden Frühling, der ihn wieder mit den Lieben in Rudolstadt vereinigen sollte, als ihn, ganz unangenehm, die Nachricht überraschte, er sei als Professor der Geschichte nach Jena berufen. Alle die süßen Hoffnungen für den nächsten Sommer waren ja damit vernichtet, und dazu kam noch, daß mit der Professur kein Gehalt verbunden war und seine finanziellen Verhältnisse sich also durch dieselbe nur verschlimmern konnten, da ihm ein bedeutender Theil der Zeit für seine schriftstellerischen Arbeiten durch die nöthigen Vorstudien geraubt werden mußte.

Zweites Kapitel.

Professor in Jena.

Am 11. Mai 1789 trat Schiller sein Lehramt an. Die Verhältnisse waren damals in Jena sehr günstig. Von dem Schlendrian einer noch stark nach dem Mittelalter riechenden pedantischen Stubengelehrsamkeit hatte man sich in dem letzten Jahrzehnte bereits zu einer freien wissenschaftlichen Forschung emporzuschwingen begonnen und treffliche Lehrer, wie eine zahlreiche, strebsame Studentenschaft, die derzeit auch

schon das vorher so rohe und wüste „Burschenleben" zu reformiren anfing, — eine Reform, die leider heute auf den deutschen Hochschulen wieder von Neuem zu beginnen wäre, — zierten die berühmte Universität. Im geselligen Verkehre herrschte große Freiheit und Duldsamkeit und die aus allen Ländern und Ständen hier zusammen kommenden Menschen konnten sich nach ihren individuellen Ansichten und Neigungen frei entwickeln. Mit einer meisterhaften Vorlesung: „Was heißt, und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?" führte er sich in das Amt ein und fand begeisterte Schüler. Aber er fühlte sich in der neuen Lage doch keineswegs glücklich. Ohne seinem Ziele, einmal festen Boden für eine sichere und lohnende Existenz unter seinen Füßen zu fühlen, näher gekommen zu sein, fühlte er sich hier zu sehr gebunden, und sein Unabhängigkeitssinn bäumte sich gewaltig gegen diesen Zwang auf. „Welch' böser Genius gab mir ein, mich hier in Jena zu binden!" rief er aus, „ich bin hier ohne allen Zweck und Nutzen."

Uebrigens war Schillers Thätigkeit als Historiker bedeutungsvoll genug. Er befreite die Geschichte von der steifen Pedanterie, mit welcher sie bisher gelehrt worden war. In Beziehung auf die Form schuf er sowohl durch seine Vorlesungen, als die geschriebenen Geschichtswerke einen neuen historischen Kunststyl, und den Inhalt, der bisher aus einer blosen Aufschachtelung von Ereignissen und Personen- und Zahlenregistern bestand, durchdrang er mit philosophischem Geiste. Er betrachtete die Geschichte als einen sittlichen Prozeß: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht." In seinen Geschichtswerken athmen dieselben Grundideen, welche in jugendlich kühnerer Gestalt seine Dramen belebt hatten. Freiheit des Willens war ihm der Geschlechtscharakter der Menschheit; in der Uebung dieses Vermögens nach den ewigen Ge-

setzen der Vernunft erkannte er unsere eigentlichste Bestimmung. Die Individualität soll sich frei entwickeln können, und die Weltgeschichte ist nur der Kampf dieser Freiheit und der sie anstrebenden Aufklärung mit der Herrschsucht und ihrer Bundesgenossin, der systematischen Verdummung. Seinen heiligsten Zorn kehrte er gegen die Frevler an der Gewissensfreiheit. Die Nationalität ist für seinen weltumfassenden Geist keine Schranke und der Mensch soll im Menschen, als Weltbürger zur Entwicklung kommen, daß endlich ein Staat der Menschheit gegründet und gegen alle Angriffe der Selbstsucht, Beschränktheit und Schwäche sicher gestellt werde. Seine schriftstellerische Thätigkeit als Historiker begann mit der Geschichte des Abfalls der Niederlande und endete mit der Geschichte des dreißigjährigen Krieges, welche von 1791—94 in dem „historischen Damenkalender" im Drucke erschien. Außerdem gehört hierher eine Reihe von historischen Aufsätzen, die wir unter den „kleinen Schriften vermischten Inhalts" in seine Werke aufgenommen finden.

Außer diesen geschichtlichen Studien beschäftigte besonders die Kant'sche Philosophie, die damals eine durchgreifende geistige Revolution in Deutschland hervorrief, unseren Dichter mehrere Jahre lang und wir verdanken diesen Studien mehrere gediegene Abhandlungen.

Kehren wir zu den gewöhnlichen Lebensschicksalen des Dichters zurück, so finden wir ihn schon Anfangs Juni 1789 wieder auf wenige Tage in Rudolstadt zu Besuche. Anfangs Juli zog Lotte mit ihrer Schwester, welche das Bad gebrauchen sollte, nach Lauchstädt, und Schiller wurde eingeladen, das geliebte Schwesternpaar dort zu besuchen, welchem Wunsche er Anfangs August mit Freuden entsprach. Hier gestand er Charlotten seine Liebe und hörte mit himmlischem Entzücken das Geständniß ihrer Gegenliebe. Bemerkenswerth ist es,

daß gerade damals, als das Liebespärchen in dem ersten Entzücken eines seligen Einverständnisses lebte, die Nachricht von dem Ausbruche der großen französischen Revolution, von der Erstürmung der Bastille, eintraf. Der „Dichter der Freiheit," jetzt ohnedies weniger empfänglich für Außendinge, ward nicht sehr begeistert durch diese Nachricht. Er scheint die Franzosen nicht für fähig gehalten haben, die Freiheit lange zu ertragen, und meinte später in Hinblick auf die französische Nationalversammlung: es sei unmöglich, daß von einer Gesellschaft von sechshundert Menschen etwas Vernünftiges beschlossen werde. Sah er das Frankfurter Parlament im Geiste vor sich?

Der gütigen Mutter, Frau von Lengefeld, wurde anfänglich das Verhältniß Lottchens mit Schiller noch verheimlicht. Doch hatte das Pärchen eine treue Bundesgenossin an Schwester Karoline, welche die Mutter auf Alles vorbereitete. Der Dichter bat auch gegen das Ende des Jahres Frau von Lengefeld förmlich um Charlottens Hand, und da ihm seither vom Herzoge ein kleiner Gehalt, zweihundert Thaler, ausgesetzt worden war und er an dem kurmainzischen Coadjutor, Karl Theodor von Dalberg in Erfurt, einen einflußreichen Fürsprecher gewonnen hatte, so willigte denn die edle Frau ein, ihm „das Theuerste, was sie noch zu geben hatte," anzuvertrauen. Die Nachricht traf ihn zu Weihnachten in Weimar, wo auch Karoline und Lotte zu Besuche waren, und machte sein Glück vollständig. „Das Schicksal," schrieb er an Körner, „hat die Schwierigkeiten für mich besiegt; es hat mich beinahe zum Ziele getragen. Von der Zukunft hoff' ich Alles. Wenige Jahre, und ich werde im vollen Genusse meines Geistes leben; ja, ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren; ein inneres Dichterleben giebt mir sie wieder." — Am 20. Februar ward Schiller in Wenigen-Jena in

aller Stille mit Lotte getraut und nun begannen die stillen Tage eines häuslichen Glückes, in dessen Sonnenschein, trotz so manchen bösen Unwetters, das seinen kränklichen Körper heimsuchte, ihm der ersehnte neue Frühling heranreifte, in welchem sein Dichtergenius die herrlichsten Blüthen und Früchte treiben sollte.

Schillers Schwägerin entwirft aus jener Zeit folgendes Bild von ihm: „Seine große, in richtigem Verhältniß gebaute Gestalt, Etwas von militärischer Haltung, was ihm aus der Akademie geblieben war, dazu die Freiheit des Geistes und das in ihm immer lebendige Gefühl des Idealen, das ihn über alles Kleinliche und Gemeine erhob und sich im Aeußern ausdrückte, gab seiner Erscheinung etwas Edles. Der wohl gerundete Kopf ruhte auf einem schlanken, etwas starken Halse, die hohe und weite Stirn trug das Gepräge des Genius, zwischen breiten Schultern wölbte sich die Brust; der Leib war schmal und Füße und Arme standen zu dem Ganzen in gutem Verhältnisse. Seine Hände waren mehr stark als schön und ihr Spiel mehr energisch als graziös. Die Farbe seiner Augen war unentschieden zwischen Blau und Lichtbraun. Der Blick unter dem hervorstehenden Stirnknochen und den blonden, ziemlich starken Augenbrauen warf, nur selten und im Gespräche belebt, Lichtfunken; sonst schien er, in ruhigem Schauen, mehr in das eigene Innere gekehrt, als auf die äußeren Gegenstände gerichtet; doch drang er, wenn er auf Andere fiel, tief in's Herz. Von seiner etwas gebogenen und ziemlich großen Nase, sagte er im Scherze, daß er sie selbst gemacht; sie sei von Natur kurz gewesen, aber in der Akademie habe er so lange daran gezogen, bis sie eine Spitze bekommen. Sein Haar war lang und fein und fiel in's Röthliche; die Hautfarbe weiß; das Roth der Wangen zart. Er erröthete leicht. Das Kinn hatte eine angenehme Form

und trat etwas hervor. Die Unterlippe stärker, als die obere. Sein Lächeln war sehr anmuthig, wenn es ganz aus der Seele kam; in seinem lauten Lachen, das sich verbergen zu wollen schien, lag etwas rein Kindliches."

Das Jahr 1790 verstrich ohne ein besonders wichtiges Ereigniß. Schiller las über „Universalgeschichte" und „tragische Poesie" und schrieb die Abhandlungen: „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen" und „Ueber die tragische Kunst". Die „Rheinische Thalia" ging ein und wurde erst 1792 durch die „Neue Thalia", welche mit der trefflichen Uebersetzung des zweiten und vierten Buchs von Virgils Aeneis vor das Publikum trat, wieder ersetzt. Tragische Entwürfe regten sich wieder, und der Dichter hegte schon damals den Gedanken, Wallenstein zum Helden eines Trauerspiels zu machen. In geselligen Kreisen war Schiller heiterer als je, und er verschmähte es nicht, sich von den Anstrengungen anhaltender Arbeiten beim Billiard- oder Tarokspiel, oder durch Kegelschieben zu erholen. Göthe, der inzwischen in Dresden Körner kennen gelernt hatte, stattete in diesem Jahre der Schiller'schen Familie seinen ersten Besuch ab, doch fand immer noch keine besondere Annäherung statt. Sie verstanden es immer noch nicht, die Gegensätze ihrer Anschauungsweise zu versöhnen. „Seine Philosophie", schrieb Schiller damals, dadurch ganz richtig den eigentlichsten Unterschied zwischen ihnen feststellend, „mag ich auch nicht ganz; sie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Ueberhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich und betastet mir zu viel." —

Mit dem Neujahr 1791 trat für den armen Dichter wieder eine Periode schweren körperlichen Leidens ein, welche erst durch seinen frühen Tod abgeschlossen werden sollte. Während eines Besuchs in Erfurt bei dem Prälaten Dalberg zog

er sich eine Erkältung zu, die ein heftiges katarrhalisches Fieber zur Folge hatte, von welchem er sich erst nach vierzehntägigem Krankenlager erholte. Scheinbar genesen, kehrte er nach Jena zurück, wo jedoch sogleich ein so heftiger Rückfall der Krankheit eintrat, daß er erst zu Ende Februars wieder „an einem Stock herumkriechen" konnte. Seine Frau und deren zu Hülfe herbeigeeilte Mutter und Schwester pflegten ihn mit der aufopferndsten Zärtlichkeit, und so erholte er sich allmählig. Doch konnte er im folgenden Sommer keine Vorlesungen halten und er zog nach Rudolstadt, wo er sich zu erholen gedachte, allein zum zweiten Mal einen Rückfall bekam, der ihn dem Tode nahe brachte. Er selbst zweifelte an seinem Aufkommen, und in einer schweren Stunde bat er einmal, die Freunde eintreten zu lassen, daß sie sähen, wie man ruhig sterben könne. Doch er ward gerettet und reiste mit seiner Frau nach Karlsbad, um sich in der dortigen Heilquelle wieder zu stärken.

Ein großes Glück war ihm noch für dieses Jahr vorbehalten. Der Ruf seiner Muse war längst bis in den fernen Norden gedrungen und hatte ihm in der Hauptstadt Dänemarks edle Freunde erworben. Von dorther erhielt er denn zu Ende des Jahres einen Brief, in welchem ihm der Herzog Christian Friedrich von Augustenburg und der Minister Graf Ernst von Schimmelmann auf drei Jahre einen Jahresgehalt von 1000 Thalern anboten, damit er mit Ruhe seinen geistigen Beschäftigungen leben könne. Dieses Anerbieten geschah überdieß in so edler Weise, daß Schiller es nicht ablehnen durfte. „Wir kennen", heißt es u. A. in dem Briefe, „keinen Stolz, als nur den, Menschen zu sein, Bürger in der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Grenzen des Weltalls umfassen. Sie haben nur Menschen, Ihre Brüder, vor

sich, nicht eitele Größe, die durch solchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edleren Art von Stolz fröhnen." Schiller, der sich bei dem erbärmlichen Gehalt derzeit wieder sehr in Geldnoth befand, sah seine Existenz durch diesen Beweis außerordentlicher Liebe und Verehrung wenigstens für die nächste Zeit gesichert und warf sich mit doppelter Energie wieder auf seine Studien. Erst später ward sein Gehalt erst auf 400 und kurz vor seinem Tode auf 800 Thaler erhöht.

Im Jahre 1792 hielt er Privatvorlesungen und daher datirt der Aufsatz: „Ueber Anmuth und Würde." Im Herbste wurde er durch den Besuch seiner lieben Mutter überrascht, welche mit seiner jüngsten, fünfzehnjährigen Schwester Nanne in Jena ankam und längere Zeit dort und in Weimar und Rudolstadt weilte. — Um diese Zeit hatte er angefangen, Interesse an der französischen Revolution zu gewinnen, und las mit Eifer die Zeitungen; ja er dachte sogar daran, eine Reise nach Paris zu unternehmen. Und zu gleicher Zeit ward dem Dichter dort eine besondere Auszeichnung zu Theil: die Nationalversammlung ertheilte ihm das französische Bürgerrecht. Die Schreckensherrschaft mit ihren abscheulichen Auswüchsen mußte aber in dem Dichter, dem die Schönheit die höchste Göttin geworden, bald alle Sympathien für die große Umwälzung ersticken, ja ihn zum Gegner derselben machen.

Im Jahre 1793 äußerte sein alter Vater, der seither zum Major vorgerückt war und schon hin und wieder an den Krankheiten des Alters zu leiden anfing, den Wunsch, seinen Sohn noch einmal in der Heimath zu sehen, und so trat Dieser denn im August mit seiner Gattin die Reise dahin an. In der freien Reichsstadt Heilbronn fand er seine Eltern, Schwestern und Jugendfreunde und verlebte mit ihnen glückliche Tage. Ein von hieraus an den Herzog datirtes Schreiben blieb ohne Antwort, doch äußerte derselbe, welcher im Oktober

darauf starb, er werde Schiller, wenn er in sein Land komme, ignoriren. So kehrte denn Schiller endlich in das Haus seiner Eltern zurück. Am 14. September, während eines Aufenthaltes in Ludwigsburg, schenkte ihm seine Frau zu seiner größten Freude ein Söhnchen, das er Karl nannte. Dies mußte seinen Aufenthalt in der Heimath natürlich verlängern. Er blieb daselbst bis zum nächsten Frühjahr und vollendete die „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen", eine philosophische Ausführung der reichhaltigsten Ideen aus dem Gedichte „die Künstler".

Am 6. Mai 1794 nahm er schmerzlichen Abschied von den Seinigen und der theueren Heimath und kehrte nach Sachsen zurück, um da die dritte und größte Periode seines dichterischen Wirkens zu beginnen.

Dritter Abschnitt.
Meisterjahre und Meisterwerke.
1794—1805.

„Was sich bewegt im Himmel und auf Erden,
Was die Natur tief im Verborg'nen schafft
Muß mir entschleiert und entsiegelt werden,
Denn Nichts beschränkt die freie Dichterkraft;
Doch Schön'res find' ich Nichts, wie lang ich wähle,
Als in der schönen Form — die schöne Seele."

Erstes Kapitel.

Horen. Gedankenlyrik. Xenien. Balladen.

Im Juli 1794 hatte die von Professor Batsch in Jena gegründete Naturforscher-Gesellschaft eine Versammlung in dessen Hörsaal. Auch Schiller und Göthe waren anwesend und trafen sich nach dem Schlusse der Sitzung zufällig beim Nachhausegehen. Es entspann sich ein Gespräch über die Naturwissenschaft im Allgemeinen, und Schiller fand Gelegenheit, seinen großen Mitstrebenden dermaßen zu fesseln, daß dieser ihn nach Hause begleitete und der Bund der Herzen daselbst in kürzester Frist so innig geschlossen wurde, daß ihn nunmehr nur der Tod noch trennen konnte. Beide hatten Jeder an dem Andern auf einmal ganz neue, im eigenen Wesen wiederklingende Saiten entdeckt; sie sahen endlich ein, daß sie, obgleich von gänzlich verschiedenen Standpunkten der Anschauungsweise ausgehend, ein und dasselbe Ziel anstrebten; sie fühlten, daß aus einer gegenseitigen Ergänzung ihrer Wesen doppelt schöne Blüthen und Früchte hervorreifen

müßten. Hatte bis jetzt Jeder seine Straße allein verfolgt, so reichten sie sich jetzt die Hand, um als weitleuchtendes Zwillingsgestirn am Himmel unserer vaterländischen Poesie zu glänzen.

Hiermit verliert die Lebensgeschichte Schiller's beinahe alles äußerliche Interesse. Die Aufzählung seiner körperlichen Leiden, die ihn nicht mehr, kaum auf die kürzeste Zeit, verließen und doch beinahe die einzigen unterscheidenden Momente eines, nun in gleichmäßiger Ruhe dahinfließenden Lebens noch ausmachten, würde einen zu trüben Mißklang in die Schilderung der harmonisch reinen Thätigkeit des Dichterheros bringen. Ging doch sein ganzes Dasein jetzt auf in der fruchtbringenden Freundschaft mit Göthe und der glänzendsten poetischen Produktion. Ein heiliger, edler Wetteifer beseelte damals diese Größten unserer Nation und Jeder fühlte sich gerüstet, das Höchste zu erreichen, was dichterisches Schaffen vermag. Während sich Schiller an der heiteren Frühlingssonne von Göthe's „Wilhelm Meister" wärmte und kräftigte, fühlte auch er, daß in den Tiefen seines Geistes sich ein Schatz von Poesie angesammelt habe, welcher nur der Berührung mit der magischen Wünschelruthe bedurfte, um als sprudelnder Quell hervorzuschießen. „Nur der Dichter ist der wahre Mensch", rief Schiller damals aus, „und der beste Philosoph gegen ihn nur eine Carricatur".

Aber es ward dem Dichter nicht so leicht, zur poetischen Produktion zurückzukehren. Noch war er mit sich selbst nicht einig und mühte sich sein Geist in Erjagung der ästhetischen Theorien ab. Die im Jahre 1794 erschienene „Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung", in welcher er recht klar den Unterschied zwischen sich, dem sentimentalischen, und Göthe, dem naiven Dichter, feststellt, sei, meinte er, gleichsam die Brücke zur poetischen Wirksamkeit.

Am 13. Juni kündigte Schiller eine neue Zeitschrift „die Horen" an, welche „den stillen Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten, von denen zuletzt alle wahre Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes abhängt", zum Zwecke hatte. Ueberhaupt sollte die Zeitschrift Alles befördern, „was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben" ist. An ausgezeichneten Mitarbeitern fehlte es — wenigstens auf der Liste — nicht. Außer Göthe und Wilhelm von Humboldt, der damals in Jena in innigem Verkehr mit dem Dichter lebte, finden wir da noch die bedeutungsvollen Namen: Fichte, Kant, Körner, Herder, Klopstock, Voß, Matthisson, Salis u. A.

Das Unternehmen fand anfänglich überall in Deutschland, trotz der stürmischen Ereignisse in Frankreich und den von dorther drohenden Gefahren, großen Anklang. Allein die Schwierigkeiten waren ebenfalls nicht unbedeutend. „Die Horen" waren ihrer Zeit zu weit voraus, als daß sie auf die Dauer festen Boden hätten gewinnen können. Dazu kam die Trägheit oder Lässigkeit eines Theiles der Mitarbeiter und endlich eine Last von Anfeindungen seitens der gesammten Mittelmäßigkeit und Halbheit der literarischen Welt, so daß dem Herausgeber, obgleich er sich finanziell ganz gut dabei stellte, jede Thätigkeit dafür entleiden mußte. Nach drei Jahren mühevollen Ringens gingen dann „die Horen" ein.

Als den Dichter im Frühjahre 1795 ein Ruf als Professor nach seiner heimathlichen Universität Tübingen überraschte, war er schon so ganz wieder in poetischen Entwürfen vertieft, daß er das ehrende Anerbieten ablehnte. Er gründete in diesem Jahre den „Musenalmanach," der bis 1801 erschien und so große Bedeutung gewann. Wie „ein Regenstrom aus Felsenrissen" brach plötzlich die Poesie durch die verhärtete Kruste der Theorieen wieder sprudelnd hervor. Er dichtete

das mit den angeführten Worten beginnende Gedicht: „die Macht des Gesanges,“ und kehrte damit wieder reichlich productiv zu seinem dichterischen Wirken zurück. Noch vor Eintritt des Herbstes hatte er eine Reihe der herrlichsten Gedichte geschaffen: „die Ideale,“ „der Tanz,“ „das Reich der Schatten,“ (später: „Ideal und Leben,“) „die Würde der Frauen,“ „der Spaziergang,“ „der Genius“ und andere, in welchen die Gedankenlyrik plötzlich so reif und rein, so gehaltvoll und farbenprächtig auftönte.

Die Widersacher der „Horen“ hatten Schiller und Göthe, deren Freundschaft und gemeinschaftliches Zusammenwirken den Neid und die Bosheit aller literarischen Zwerge erweckt, manchen Verdruß bereitet. Da kam Göthe auf die Idee, einen Krieg in Epigrammen gegen dieselben einzuleiten und einmal saubere Wirthschaft zu machen. Schiller ging mit großem Eifer und Genuß auf das Projekt ein und es entstand der in der Literaturgeschichte bedeutungsvoll gewordene Xenienkrieg, der sich im Laufe der Zeit von seinem ursprünglichen Zwecke zu einem umfassenden Strafgerichte über alles Unzulängliche, Verzerrte und Gemeine in der zeitgenössischen Literatur erweiterte. Es sollte „eine wahre poetische Teufelei“ werden. „Das Meiste,“ schrieb Schiller, „ist wilde, gottlose Satire, besonders auf Schriftsteller und schriftstellerische Produkte, untermischt mit einzelnen poetischen, auch philosophischen Gedankenblitzen.“ Schiller und Göthe arbeiteten die Xenien gemeinschaftlich aus, so daß es schwer zu entscheiden war, von welchem von Beiden die einzelnen Doppelverse herrührten. Sie schlossen eine acht Monate andauernde, wohl überlegte Arbeit in sich und erschienen, 414 an der Zahl, im „Musenalmanach“ vom Jahre 1797. Die ganze literarische Welt gerieth in tumultuarische Aufregung. Die Zahl Derjenigen, welche sich getroffen fühlten, war zu groß

und von allen Seiten regnete es Repliken, die leider wenig Gescheidtes, aber desto mehr Dummheit und Gemeinheit zu Tage förderten. Offenbar hatten sich die beiden Dichter in ihrem Feuereifer manche Unbilligkeiten, vielleicht auch Ungerechtigkeiten, zu Schulden kommen lassen; allein die Erbärmlichkeit ihrer vor Wuth aufschreienden Gegner stimmte die Besten zu ihren Gunsten, und das Gewitter hatte wenigstens die literarische Atmosphäre etwas gereinigt. Einen Hauptstreich führten die Frommen, welche den beiden Dichtern alles Christenthum absprachen. Ja, es war auch entsetzlich, daß die großen Humanisten den Quark der christlichen Dogmen nicht anerkennen wollten und zufrieden damit waren, für den rein menschlichen Gehalt der Christuslehre in außerkirchlicher, rein menschlicher Weise wirken zu können.

Das Jahr 1796 brachte außerdem schmerzliche Ereignisse. Eine Rotte französischer Marodeurs hatte das Typhusfieber nach der Solitude gebracht und die ganze Schiller'sche Familie, mit Ausnahme der guten Frau Elisabeth, war davon befallen worden. Schillers jüngste Schwester, Nanette, starb am 23. März, die ältere Schwester, Luise, erholte sich nur langsam und der greise Vater kränkelte trotz der sorgsamsten Pflege fort und fort, bis auch er am 7. September verschied.

Inzwischen war Schiller am 11. Juli ein zweites Söhnchen geboren worden, das die Namen Ernst, Friedrich, Wilhelm erhielt, und die Vermögensumstände des Dichters hatten sich so verbessert, daß er im Frühjahre 1797 auf einem Hügel nahe Jena Haus und Garten ankaufen konnte, wo er sich denn, auf eigenem Grund und Boden, erst recht heimisch zu fühlen begann. Von Göthe zu einem edeln Wettkampfe auf dem Gebiete der epischen Dichtungsform angeregt, begann er in diesem Jahre eine Reihe der herrlichsten Balladen zu schaffen. Es entstanden in kurzer Frist: „der Handschuh," „der

Ring des Polykrates," „die Kraniche des Ibykus," „Ritter Toggenburg," „der Gang nach dem Eisenhammer," „der Kampf mit dem Drachen," „die Bürgschaft" ꝛc. In den Jahren 1801—1803 folgten dann: „Hero und Leander," „der Graf von Habsburg," „der Jüngling am Bache," „der Alpenjäger" und andere. Wir müssen dieselben, wie die meisten Gedichte, als allgemein bekannt voraussetzen und eine detaillirte Besprechung, die zu weit führen würde, unterlassen.

Zweites Kapitel.

Wallenstein. — Das Lied von der Glocke.

Schiller hatte, wie wir oben sahen, schon im Jahre 1790 sich mit dem Plane beschäftigt, die Geschichte Wallensteins als Stoff eines großen historischen Drama's zu benutzen. Doch erst im Jahre 1793 während des Aufenthaltes in Würtemberg kam es zur Ausarbeitung einiger Szenen in Prosa. Dabei hatte es dann sein Bewenden, bis der Dichter im März 1796 auf Göthe's Anregung den Plan des „Wallenstein" wieder aufnahm und ihn, mit Beiseitesetzung der „Malteser," (siehe Nachlaß in seinen Werken,) die ihn eine Zeit lang sehr beschäftigt hatten, aber nie zur Ausführung kamen, ohne bedeutende Unterbrechung zur Vollendung brachte. Noch im Dezember 1796 war Schiller gesonnen, den „Wallenstein" in Prosa zu schreiben, und zwar „aus Furcht, in seine ehemalige

rhetorische Manier zu verfallen." Doch besann er sich bald eines Anderen. Die prosaische Form genügte seinem veredelten Geschmacke nicht; der poetische Gehalt sollte auch eine poetische Form erhalten, und so entschloß er sich denn für den Vers. Das Werk schritt rasch voran; aber im Dezember 1797 beklagte er sich, daß ihm dasselbe zu stark anschwelle. Göthe gab ihm darauf den Rath, aus dem Stücke einen Cyclus von Stücken zu machen, eine Idee, auf die Schiller, zur Bewältigung des mächtigen Stoffes, einzugehen genöthigt war. So entstanden also die drei Stücke: „Wallensteins Lager," „die Piccolomini" und „Wallensteins Tod." Seine Vollendung erhielt das Ganze im März 1799.

Schon am 12. Oktober 1798 war aber das „Lager" zur Einweihung des neuen Schauspielhauses in Weimar in Szene gesetzt worden und die Aufführung hatte alle Erwartungen übertroffen. Am 30. Januar des folgenden Jahres kamen dann „die Piccolomini" und am 20. April „Wallensteins Tod" ebendaselbst auf die Bühne. Der Erfolg war in Weimar ein gewaltiger; noch mehr gehoben durch genialere Bühnenkünstler war er in Berlin, wo Iffland das Theater leitete. In Weimar hatten Schiller und Göthe gemeinschaftlich alle Proben geleitet, wie denn überhaupt Göthe, der dem Freunde stets mit Rath zur Seite stand, wie jener hinwiederum auch ihm bei seinen Produktionen, einen großen Einfluß auf die Gestaltung des ganzen Werkes gehabt hatte. Verdanken wir doch die gediegensten Leistungen beider Dichtergrößen meist dem ununterbrochenen Ideenaustausch, der zu jener Zeit zwischen dem Schillerhause in Jena und dem Göthehause in Weimar stattfand. Im Jahre 1800 erschien „Wallenstein" im Druck und errang einen unerwarteten Erfolg. Schon im Herbste war die erste Auflage von vierthalbtausend Exemplaren vergriffen. Die ganze deutsche Jugend war wie be-

rauscht von der mächtigen Wirkung. Das Gedicht durchhauchte sie mit einem edeln, kriegerischen Geiste und regte durch das heimische Bild des deutschen Lebens, durch die wahrhaft nationale Luft, die den Leser daraus anhauchte, die Liebe zum Vaterlande wieder mächtig an. „Wallensteins mächtiger Geist," sagt Tieck, eben kein besonderer Verehrer unseres Dichters, „trat unter die Tugendgespenster des Tages. Der Deutsche vernahm wieder, was seine herrliche Sprache vermöge, welchen mächtigen Klang, welche Gesinnungen, welche Gestalten ein echter Dichter wieder hervorzurufen habe. Dieses tiefsinnige, reiche Werk ist als ein Denkmal für alle Zeiten hingestellt, auf welches Deutschland stolz sein darf, und ein Nationalgefühl, einheimische Gesinnung und großer Sinn strahlt uns aus diesem reinen Spiegel entgegen, damit wir wissen, was wir sind und was wir waren."

Diese gewaltige Wirkung konnte selbst durch eine unserem deutschen Gemüthe fremdartige, von den Alten entlehnte Weltansicht, welche in dem Stücke spuckt, nicht gemindert werden. Es ist die Idee von der Riesengewalt des allbezwingenden Schicksals. Der Held, durch Geisteskraft und äußere Stellung übermächtig geworden, lehnt sich gegen das herkömmliche Recht auf, an dessen Zähigkeit das Fatum seinen festesten Halt hat, und bereitet sich dadurch den Untergang. Ehrbegierde und Rachsucht treffen in ihm mit weltbürgerlichen Ideen zusammen; er will einen neuen Gang der Dinge herbeiführen und zerschellt an der eisernen Schranke des historischen Rechtes. Diesem Rechte ist nicht, wie in den früheren Dramen, das natürliche Recht entgegengesetzt, sondern der Eigenwille des in seinen Entwürfen maßlos strebenden Geistes.

Schiller hatte ein mühevolles und ausführliches Quellenstudium gemacht und während seines Aufenthaltes in Karls-

bad sogar die historischen Lokalitäten in Eger, das Rathhaus und das Haus seiner Ermordung aufgesucht, und das Bild Wallensteins und die Lanze besehen, die ihm den Todesstoß gegeben. Er hatte für den Seni astrologische Studien gemacht und die Schriften Abrahams a Santa Clara für die Kapuzinerpredigt gelesen. Es galt eben in diesem Werke einen realen, wirklichen Stoff ideal zu verklären und nicht eigene Gefühle und Gedanken in erfundenen Personen zu verkörpern, wie es in früheren Dramen geschehen war.

So schuf Schiller in den Generalen und Diplomaten des dreißigjährigen Krieges eine Reihe von Charakteren, die völlig naturwirklich gehalten und ganz im Geiste ihrer Zeit gezeichnet sind. Wie deutlich tritt uns diese Naturwahrheit, im Gegensatze zu der idealistischen Verzerrung der Charaktere in den früheren Dramen, schon im „Lager" entgegen, wo er den Trompeter sogar bemerken läßt: „wie dem Jäger die Hosen sitzen und am Kragen die sauberen Spitzen." Auch in diesem Drama sind übrigens die Frauencharaktere die am wenigsten naturwahr gelungenen.

Was Schiller bei dieser Arbeit empfand, schilderte er in wenigen Worten: „Beinahe möchte ich sagen, das Süjet interessirt mich gar nicht und ich habe nie eine solche Kälte für meinen Gegenstand mit einer solchen Wärme für die Arbeit in mir vereinigt. Den Hauptcharakter, sowie die meisten Nebencharaktere traktire ich wirklich jetzt mit der reinen Liebe des Künstlers; blos für den jungen Piccolomini bin ich durch meine eigene Zuneigung interessirt." Ja, die Person des Max und die Liebesepisode zwischen ihm und Thekla, welche heute noch und immer wieder besonders die Jugend und Frauen entzückt, war für Schillers Gemüth der „poetisch wichtigste" Theil des Werkes. In Schilderung dieser Gestalten und Szenen konnte er sich, zur Erholung von dem rein künst-

lerischen Schaffen, welchem sich diesmal die Anforderungen des Herzens strenge unterordnen mußten, so ganz wieder seinem idealistischem Drange hingeben, in welchem er denn auch so engelgleiche Wesen aus Max und Thekla geschaffen, daß man umsonst in den Wohnungen der Sterblichen einen passenden Platz für sie aufsuchen würde. Das ist nicht mehr die unbändige Leidenschaft der Jugendperiode; da zieht ruhig und sanft, wie ein Silberstrom durch blumenreichen Wiesengrund, ein Bild verklärter schöner Menschlichkeit an unserem Auge vorüber. Diese Episode wurde jedoch gerade vielfach gerügt; das wahre Drama soll ein verklärtes Spiegelbild der Wirklichkeit sein; aber in der Wirklichkeit giebt es keine solchen Menschen.

Nicht zu übersehen ist das Prophetische im „Wallenstein." Der Dichter schilderte in ihm eine Zeit, wo „auf des Degens Spitze" eine Welt ruhte, wo gerade, wie damals am Ende des Jahrhunderts, „um der Menschen große Gegenstände, um Herrschaft und um Freiheit ward gerungen." Und wie bald sollte man den Wallenstein dieses modernen Kampfes in Napoleon erblicken, den, wie jenen, das gewaltige Schicksal zur Sühne seiner Schuld zermalmte.

Am „Wallenstein" sehen wir so recht deutlich, welche weitgreifende Veränderungen in Schillers Wesen seit dem Abschlusse der Periode seiner Erstlingswerke vorgegangen waren. Die Tendenzdichtung hat in „Don Carlos" ihr Ende gefunden und die jugendlichen Ideale, welche dieselbe verkörpert hatte, waren manigfachen Umwandlungen ausgesetzt gewesen. So war auch seine Begeisterung für staatliche Ideale, hauptsächlich durch die Wendung, welche die französische Revolution genommen hatte, bedeutend geschwächt worden. Wie wir schon in den „Künstlern" gesehen, deren Hauptideen eine weitere Ausführung in den Briefen über die ästhetische Er-

ziehung des Menschen gefunden hatten, war ihm das Sittlich-Schöne nun das befruchtende Licht geworden, von dem das Leben der Menschheit Gedeihen und Wachsthum erlangen sollte. Die Freiheit, für die er in einer unreifen und unschönen Wirklichkeit keinen fruchtbaren Boden sah, schwebte ihm nunmehr wie ein verklärtes Bild in der Ferne. Der müde Kämpfer, dessen Herzblut aus tausend Wunden geflossen, dessen Leib nur noch eine beklagenswerthe, von einem weit überlegenen Geiste und unbeugsamer Willenskraft zusammen gehaltene Ruine menschlicher Gesundheit und Stärke war; er pries jetzt die Ruhe unter den Segnungen des Friedens; er verherrlichte jetzt die Gesetzlichkeit, die Ordnung, die treue Pflichterfüllung im vorgeschriebenen, beschränkten Kreise.

Nun nahm Schiller, als er den „Wallenstein", die großartigste seiner Tragödien, vollendet, das „Lied von der Glocke" wieder auf, das er seit elf Jahren im Busen mit sich herumgetragen hatte. Als das Gedicht fertig war, sah Wilh. v. Humboldt in ihm „die wundervollste Beglaubigung vollendeten Dichtergenies". Durch die Reden des anordnenden Meisters wird uns nicht allein die Arbeit des Glockengusses in ihrem Verlaufe geschildert, sondern wie die Glocke in der christlichen Gemeinde die wichtigsten Ereignisse des Menschenlebens von der Wiege bis zur Bahre mit ihren Klängen zu begleiten pflegt, so reiht der Dichter, wieder durch den Mund des betrachtenden Meisters, die Bilder des Lebens in sinniger Weise an die Schilderung jener Arbeit. So schildert er die Familie, den Staat, die bürgerliche und die religiöse Gemeinde. Es dürfte für eine richtige Beurtheilung des Werthes dieses Lieds nothwendig sein, sich die Gemüthsstimmung und Geistesrichtung des damaligen Schillers, wie sie nothwendig aus seinem Schicksale und Entwicklungsgang resultiren mußten, bei dem Lesen des Gedichtes zu vergegenwärtigen. Man würde dann nicht so

leicht auf die unglückliche Idee kommen, den Dichter wegen ein paar Versen dieses Lieds, wie:

„Wenn sich die Völker selbst befrei'n,
Dann kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n" u. s. w.,

in wildem republikanischen Ingrimm gänzlich abthun zu wollen, wie es kürzlich versuchsweise geschah.

Drittes Kapitel.

Maria Stuart. — Jungfrau von Orleans. — Die Braut von Messina.

Schiller hatte jetzt erreicht, was er so sehnlich erhofft: er war im vollen Genuß seines Geistes. Wie seiner Kraft, war er sich seiner Ziele bewußt. Das Meisterstück lag, angestaunt und bewundert von der ganzen Nation, vor ihm; sein dramatischer Beruf war für ihn und das Publikum entschieden.

Im Jahre 1798 hatte er sich entschlossen, nur noch geschichtliche Stoffe zu wählen; jetzt aber, nach Vollendung des Wallenstein, drängten ihn „Neigung und Bedürfniß" zu einem „frei phantasirten, nicht historischen, und zu einem blos leidenschaftlichen und menschlichen Stoff". „Soldaten, Helden und Herrscher" hatte er jetzt „herzlich satt". Doch überwand er diese Laune wenigstens theilweise, indem er, freilich seiner Phantasie auf Kosten der geschichtlichen Wahrheit großen

Spielraum lassend, abermals einen historischen Stoff aufgriff. Er ging, nachdem er sich kurze Zeit mit den Plänen zu den „Maltesern" und „Warbeck" getragen, schon im Mai 1799 an die Bearbeitung des Trauerspiels „Maria Stuart". Bis im September war er an die berühmte Szene gekommen, in welcher sich die beiden Königinnen Maria und Elisabeth begegnen. Nun mußte er eine Pause in dieser Arbeit eintreten lassen, da der Musenalmanach für das kommende Jahr alle seine Kräfte in Anspruch nahm. Häusliches Glück und Unglück suchte ihn auch derzeit heim. Am 11. Oktober ward ihm sein zweites Töchterlein, Karoline Henriette Luise, geboren und am 22. gl. Mts. erkrankte seine Frau an einem heftigen Nervenfieber, von dem sie sich erst in der Mitte Novembers wieder erholen sollte.

Schiller hatte, um mit Göthe näher zusammenleben zu können und von der dortigen Gesellschaft gehoffte weitere geistige Anregung zu erhalten, schon im Sommer beschlossen, seinen Wohnsitz nach Weimar zu verlegen. Der Herzog billigte diesen Entschluß und hoffte, dem Dichter dann „mündlich die Hochachtung und Freundschaft beweisen zu können, die er für ihn hege". Nach der Wiedergenesung seiner Frau fand die Uebersiedlung auch am 3. Dezember statt.

Zu Anfang des Jahres 1800 bearbeitete Schiller erst Shakespeare's „Macbeth" für die Weimarer Bühne, ehe er an die Vollendung der „Maria Stuart" ging. Das Werk wurde auf Schloß Ettersburg, wo er sich von einem schweren Krankheitsanfall, den ihm der Frühling gebracht, erholte, im Mai fertig. Dasselbe wurde sogleich auf den herzoglichen Bühnen in Weimar und Lauchstädt aufgeführt und errang gewaltige Erfolge.

„Maria Stuart" ist auch unzweifelhaft ein äußerst wirksames, mit größter Gründlichkeit und Kunstfertigkeit construir-

tes Trauerspiel, aber sie ist auch durch und durch unhistorisch. Die berüchtigte Schottenkönigin, die mit Verbrechen und Schande ihren Thron befleckt, wird glorifizirt und die große Elisabeth, die das Wohl ihres Volkes und das Ganze des Staates vor Augen hatte, wird verkleinert und zur falschen Gleißnerin erniedrigt. Statt des Conflikts zwischen Protestantismus und Katholicismus, welche Elisabeth und Maria vertreten, wird eine Nebenbuhlerschaft von zwei leidenschaftlichen Frauen dargestellt. Statt als Opfer ihrer politischen und religiösen Unthaten, steht Maria vor Allem als leidendes Weib da. Schiller hatte eben, wie schon gesagt, seiner Neigung nach „frei phantasirtem, blos leidenschaftlichem Stoff" die Historie geopfert und es werden wieder herrliche Anklänge an seine Jugendperiode hörbar, wie denn der feurige, religiös-fanatische und so poesiereiche Jüngling Mortimer deutlich an den ersten Sturm und Drang erinnert. Aber das Ganze zündete überall so, wie es eben war, und mit Recht bewundernd spricht sich jetzt noch Karl Grün, ein enthusiastischer Schillerverehrer, aus über „all diesen Streit der Herzen und der Meinungen, all dies Feuer der Leidenschaft, all diesen tödtlichen Haß und diese tödtliche Liebe, feierlich beschlossen durch ein poetisches Requiem, durch jene unübertreffliche Abschiedsszene von Allem, was auf Erden Liebes und Theures zurückbleibt". —

Schon Ende Juli sehen wir den Dichter mit einer neuen Arbeit beschäftigt, trotzdem er in diesem Jahre auch die erste Sammlung seiner Gedichte ordnete und herausgab. Voltaire's „Pücelle", eine in frivoler, beinahe zotiger Manier bearbeitete „Jungfrau von Orleans", war in Weimar mehrmals über die Bühne gegangen, und der deutsche Dichter fühlte sich empört über diese Verunglimpfung der Heldin durch ein Mitglied ihrer eigenen Nation. So unternahm er es denn,

dieselbe vor dem Richterstuhle der poetischen Gerechtigkeit wieder zu rehabilitiren. Mit besonderer Liebe widmete er sich dem neuen Stoff; nachdem er Herbst und Winter hindurch fleißig gearbeitet, konnte er am 10. Febr. drei Akte, und am 20. April das Ganze vollendet Göthen vorlegen, der es mit den Worten zurücksandte: „Es ist so brav, gut und schön, daß ich ihm Nichts zu vergleichen weiß." Auch hier fehlten die Tadler nicht. Hatte sich doch der Dichter wieder nicht strenge an die Geschichte gehalten; ja man behauptete sogar, er habe die Tragik der Geschichte in seinem Gedichte gar nicht erreicht. Es ist freilich gar zauberisch rührend, wie der Dichter das schlichte Hirtenmädchen Johanna in so frommer Weise zur großen, staatsklugen Heldin werden läßt; wie sie anfänglich ihrem Gelübde gegen Gott getreu jede menschliche Regung als „reine Jungfrau" dem Dienste des Vaterlandes unterordnet, aber endlich durch ihre Liebe zum feindlichen Feldherrn ihr Gelübde bricht, mit dem Bewußtsein ihrer Reinheit ihre unbezwingbare Gewalt verliert und einem schmachvollen Verderben entgegengeht; wie sie davon gerettet wird, ihr Volk nochmals zum Siege führt und in diesem entscheidenden Kampfe tödtlich verwundet ihren Fehler sühnt. Aber die historische Johanna ward verurtheilt als eine Hexe und auf dem Scheiterhaufen belohnt für ihre loyale Vaterlandsliebe! Das sei gewiß viel tragischer, sagte der Recensentenchor. Allein „ich will es darum nicht tadeln", sagt Moriz Carriere sehr schön, „daß der Dichter hier von der äußeren Geschichte abgegangen, daß er die von ihrem Volk Verlassene wieder mit ihrem Volk versöhnt und als dessen Retterin siegreich hat sterben lassen; denn er hat dadurch nichts Anderes gethan, als die nach ihrem Tod erfolgte Revision ihres Prozesses in sein Werk mit aufgenommen." — Das Publikum nahm keine Notiz von den Mäkeleien der Kritik; es war überall, wo die „Jungfrau von

Orleans" aufgeführt wurde, wie elektrisirt von der Wirkung der großartigen Dichtung. Der Dichter hat selbst das wahre Wort über sie gesagt: „Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben." Der Herzog von Weimar, der an die Voltaire'sche „Pücelle" gewöhnt war, wollte freilich die Schiller'sche „Jungfrau" nicht recht gustiren und sie mußte erst in der „Fremde" aufgeführt werden. Schiller war gerade, von einem Besuche in Dresden zurückkehrend, in Leipzig angekommen, als das Stück am 17. Sept. zum ersten Male gegeben wurde. Er war im Theater anwesend. Als der erste Akt vorüber war, brach das Publikum einstimmig in den Ruf aus: Es lebe Friedrich Schiller! und als er das Schauspielhaus verließ, bildete das Publikum Spalier und die Eltern hoben ihre Kinder empor und flüsterten, auf ihn zeigend: „Seht, Dieser ist es." — Süßer Balsam auf das blutende Herz eines deutschen Poeten! — Erst im Jahre 1803 kam die „Jungfrau" auf die Weimarer Bühne.

Im Mai hatte sich Schiller schon um einen neuen Stoff umgesehen. „Warbeck" und die „Malteser" waren zwar vorgenommen, aber wieder zurückgelegt worden. Der Dichter wollte „eine einfache Tragödie in der strengsten griechischen Form" versuchen, deren Thema ganz eigene Erfindung sein sollte, und er dichtete die „Braut von Messina." Doch wurde die Arbeit manichfach unterbrochen. So übertrug er im Herbste Gozzis „Turandot" für das Weimarer Theater.

Eine besondere Ehre sollte dem Dichter auf Anregung des vielschreiberischen Geschmacksverwüsters Kotzebue zu Anfang des nächsten Jahres widerfahren. Kotzebue wohnte nämlich seit kurzer Zeit in Weimar und fühlte sich von Schiller und Göthe als Theaterdichter und Mensch zurückgesetzt. Den beiden Heroen deutscher Dichtkunst war es längst Zweck geworden, die Bühne, im Sinne der Schiller'schen „moralischen

Anstalt," auf eine ideale Stufe zu heben. Wie konnten sie da die Rührstücke eines Kotzebue auf derselben brauchen? Und dann verachteten sie ihn als Menschen so gründlich, daß sie ihn nicht in ihrer Gesellschaft duldeten. Kotzebue sann deshalb auf Rache und wollte die beiden Freunde trennen, indem er für Schiller, auf Kosten Göthe's, eine besondere Huldigungsfeier zu veranstalten beabsichtigte. Das Unternehmen ward jedoch von oben herab vereitelt und Kotzebue zog mit langer Nase von Weimar ab.

Im Februar 1802 kaufte Schiller ein Haus in Weimar und hatte sich kaum recht wohnlich eingerichtet, als ihn die Nachricht schmerzlich überraschte, daß am 29. April seine geliebte Mutter gestorben sei. Am 16. November gl. J. erhielt der Dichter ganz unerwartet einen Adelsbrief. Schiller, der Dichter des „Moor," des „Fiesco," des „Posa" — geadelt! Das hatte er nicht verdient um sein Volk. Seine Frau schrieb auch mit rührend köstlicher Naivetät an einen Freund: „Aus dem Diplom kann Jeder sehen, daß Schiller g a n z u n s c h u l d i g daran ist." Und Schiller scherzt in einem Briefe an Humboldt: „Sie werden recht gelacht haben, da Sie von unserer Standeserhöhung hörten. Es war so ein Einfall vom Herzoge," — den er sich, besonders seiner adeligen Frau zu Liebe, eben gefallen lassen mußte.

Am 4. Februar 1803 wurde die „Braut von Messina" fertig und in großer Hofgesellschaft mit großartigem Succeß vorgelesen. Trotz seiner tadellosesten Schönheiten und der vielfachen Genieblitze wurde aber das Stück doch auch getadelt. Man billigte die Einführung des „antiken Chors," als dem Charakter des modernen Drama's durchaus widersprechend, mit Recht durchaus nicht. Ueberhaupt ist die Tragödie zu antik gehalten für den durchaus modernen romantischen Inhalt und wird deshalb nie so in die Massen des Volkes drin-

gen, wie die anderen Dramen. Nichts desto weniger ward das Stück am 28. März in Weimar mit ungewöhnlichem Erfolge aufgeführt.

Nach Beendigung der „Braut von Messina" bearbeitete der Dichter noch die beiden Lustspiele: „der Parasit" und „der Neffe als Onkel," frei nach dem Französischen, theils zur Erholung, theils um die Weimarer Bühne mit neuem Stoffe zu versehen.

Viertes Kapitel.

Wilhelm Tell. — Schillers Tod.

Schiller konnte, so ganz eingeschlossen in die reine Sphäre der Kunst, in welche ihn sein hochfliegendes Streben und mehr noch widerwärtige Schicksale und die politische Trostlosigkeit seiner Zeit getrieben, auf die Dauer keine volle Befriedigung finden. In der „Braut von Messina" hatte er seinen höchsten künstlerischen Idealen genügt. Jetzt regte sich in seiner tieffühlenden Brust wieder die Sehnsucht nach Freiheit und schöner Zukunft; seine staatsbürgerlichen Ideale tauchten wieder geläutert aus dem Grunde seiner Seele auf und die ihm von Jugend an eigene Neigung, an seine Schöpfungen Zwecke der Belehrung und Aufklärung zu knüpfen, drängte ihn zu einem Stoffe, in dessen Bearbeitung er sein ganzes Wünschen und Hoffen erschöpfen konnte. Ganz wieder der Dichter der Freiheit, schuf er den „Wilhelm Tell."

Schon im September 1802 hatte er dieses Stoffes in einem Briefe an Körner erwähnt. Damals war in weiteren Kreisen das Gerücht gegangen, er habe einen „Tell" gedichtet und von mehreren bedeutenden Bühnen waren deshalb Anfragen an ihn ergangen. Dadurch ward erst die Lust ganz in ihm rege und er studirte mit Eifer Tschudi's Schweizerchronik, Johannes von Müllers Geschichte und andere Quellen. „Obgleich," schrieb er damals, „der Tell einer dramatischen Behandlung nichts weniger als günstig erscheint, da die Handlung, dem Orte und der Zeit nach, ganz zerstreut auseinander liegt, da sie großentheils Staatsaktion ist, und, das Mährchen mit dem Hute und Apfelschusse ausgenommen, der Darstellung widerstrebt, so habe ich doch bis jetzt so viel poetische Operationen damit vorgenommen, daß sie aus dem Historischen heraus und in das Poetische getreten ist." Aus demselben Briefe geht hervor, daß es seiner damaligen Stimmung ganz erwünscht kam, ein ganzes Volk in würdiger Thätigkeit schildern zu können, und zwar ein Volk, das gerade im Begriffe stand, die Ketten der Tyrannei abzustreifen. Schiller machte die umfassendsten Studien und ward darin von seinem Freunde Göthe eifrigst unterstützt, welcher besonders durch seine lebhaften Schilderungen der schweizerischen Landschaften, die Schiller nie gesehen hatte, und die er später doch mit bewunderungswürdiger poetischer Sehergabe so naturwahr zu malen verstand, viel zur Verschönerung des Werkes beitrug.

Im Januar 1804 war der erste Akt fertig. Göthe las ihn und gab ihn dem Freunde mit den Worten zurück: „Das ist denn freilich kein erster Akt, sondern ein ganzes Stück, und zwar ein fürtreffliches, wozu ich von Herzen Glück wünsche." Mit rastloser Energie, gerade als ob er gefühlt hätte, daß die Zeit ihm nur noch knapp zugemessen, hielt sich Schiller an die Arbeit, so daß das ganze Schauspiel zwischen dem 16. und 19.

Februar vollendet vor ihm lag. Es war sein Schwanengesang, in welchem der Dichter die letzte Gluth seiner freiheitsglühenden Seele aushauchte.

Am 19. März ward der „Tell" in Weimar aufgeführt und die Wirkung übertraf die aller früheren Stücke noch in hohem Grade. Der volksthümliche, nationale Gehalt mußte in einer Zeit, da die Kraft des Reiches gebrochen, dem Vaterlande von Westen her die schrecklichsten Gefahren drohten, in allen Herzen zünden.

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen." —

So klang die Hoffnung in jeder Brust wieder. Aber es galt, bei damaliger Sachlage zuerst das nationale Bewußtsein wieder zu schaffen, und es entströmte den Lippen des scheidenden Sängers die beherzigenswerthe Mahnung:

„An's Vaterland, an's theure, schließ' dich an,
Das halte fest in deinem ganzen Herzen;
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft!
Drum haltet fest zusammen, fest und ewig —
Seid einig, einig, einig!"

Selbst Schiller's Gegner konnten sich der gewaltigen Wirkung dieses Stückes nicht entziehen. Sehr wahr und schön sagte der Romantiker A. W. Schlegel: „Hier ist Schiller ganz zur Poesie der Geschichte zurückgekehrt, die Behandlung ist treu, herzlich und von bewunderungswürdiger örtlicher Wahrheit. Im Angesichte von Tell's Kapelle, am Ufer des Vierwaldstätter Sees unter freiem Himmel, die Alpen zum Hintergrunde, hätte diese herzerhebende, altdeutsche Sitte, Frömmigkeit und biedern Heldenmuth athmende Dichtung verdient, zur halbtausendjährigen Feier der Gründung schweizerischer Freiheit aufgeführt zu werden." —

Am 10. März war Schiller schon wieder mit einem neuen Drama, „Demetrius", beschäftigt, das jedoch Bruchstück bleiben sollte. Im Mai machte er Berlin einen Besuch und fand daselbst „allgemeine Bewunderung, begeisterte Anerkennung und herzliche Theilnahme". Friedrich Wilhelm III. bot ihm 3000 Thaler Jahresgehalt und den freien Gebrauch einer Hofequipage an, wenn er sich in Berlin niederlassen wollte. Nach seiner Rückkehr theilte er die Sache jedoch dem Herzog, dem er so viel Dank und Freundschaft schuldig war, offen mit, erhielt 400 Thaler Gehaltszulage und blieb in Weimar.

Zu Beginn des Sommers zog er nach Jena, um daselbst die Entbindung seiner Gattin abzuwarten. Anfangs August wurde ihm dann sein zweites Töchterlein, Emilie Henriette Luise, geboren, während er schwer erkrankt zu Bette lag. Seine Freude war unbeschreiblich. Schiller hing immer mit der zärtlichsten Liebe an seiner Familie. „Wie konnte er seine Kinder herzen und küssen und sich mit ihnen auf der Erde wälzen", schrieb ein Freund der Familie später. Und doch wagten seine Feinde, dem großen Mann Herzensgüte und Zärtlichkeit als Gatte und Vater abzusprechen. „Die Meisten", schrieb eine Freundin nach seinem Tode, „denken sich den großen Mann; wir beweinen den guten."

Nachdem Schiller einigermaßen wieder hergestellt war und sich seine Frau erholt hatte, kehrte die Familie nach Weimar zurück. Aber der Dichter sollte nie wieder genesen. Seine physischen Kräfte nahmen immer mehr ab und man erschrack über seine in's Graue spielende Gesichtsfarbe. Doch hatte er immer noch Hoffnung und glaubte sich im Oktober auf dem besten Wege der Genesung. Welcher Kraftäußerungen sein Geist in dieser schweren Zeit körperlichen Leiden noch fähig

war, beweist „die Huldigung der Künste", ein Festspiel zur Feier der Ankunft der Braut des Erbprinzen, welche durch seinen Schwager Wilhelm von Wolzogen—der Jugendfreund hatte inzwischen die von ihrem ersten Gemahl geschiedene Karoline von Lengefeld geheirathet—von Petersburg hergeleitet worden. Das Festspiel wurde am 11. Nov. aufgeführt.

Die Nachrichten über diesen letzten Winter, den Schiller erleben sollte, sind sehr dürftig. Er arbeitete, wie er schon so lange gethan, unter beständigen schweren Leiden. Schon gegen Neujahr wurden die Krankheitszufälle äußerst bedenklich, doch blieb sein Geist rege und er beschäftigte sich mit neuen dramatischen Entwürfen: „Tod des Themistokles" und „Kinder des Hauses". Allein es wurde ihm selbstständiges Schaffen immer schwieriger und er übersetzte, um nicht ganz müßig zu sein, die „Phädra" des Racine aus dem Französischen. „Eine unaussprechliche Milde", schrieb später seine Schwägerin Karoline von Wolzogen, „durchdrang im letzten Winter Schillers ganzes Wesen und gab sich kund in all seinen Empfindungen und Urtheilen; es war ein wahrer Gottesfriede in ihm."

Im Frühling 1805 schien es besser werden zu wollen mit dem leidenden Dichter und er gab sich schon wieder den schönsten Hoffnungen hin. Am 29. April erhielt er, als er eben in's Theater gehen wollte, einen Besuch von Göthe, der gerade auch von einer langwierigen Krankheit sich zu erholen begann. Göthe konnte ihn nicht in's Schauspielhaus begleiten und kehrte nach Hause zurück, um den geliebten Freund nie wieder zu sehen. Seine Schwägerin Karoline holte den Dichter in ihrem Wagen ab und auf dem Wege äußerte er: sein Zustand sei ganz seltsam, in der linken Seite, wo er seit Jahren stets Schmerzen gehabt, fühle er nun gar nichts mehr. Ach, der Grund dieser Schmerzlosig-

keit war traurig genug: der linke Lungenflügel hatte eben aufgehört zu schmerzen, weil er ganz zerstört war. Im Theater ergriff ihn ein so heftiges Fieber, daß er mit den Zähnen klapperte und nach Hause gebracht werden mußte. Die Krankheit brach wieder mit aller Macht aus. Am 6. Mai wurden die Anfälle äußerst gefährlich; der bis dahin ganz frei gewesene Kopf fing an zeitweilig wirre zu werden und die Sprache begann zu stocken. Am 8. gl. Mts. wurde ihm „immer besser, immer heiterer", wie er meinte; aber seine Kräfte nahmen mit raschen Schritten ab.

Am Morgen des folgenden Tages schlief er bis gegen zehn Uhr und schien sich etwas zu erholen. Aber gegen drei Uhr des Nachmittags wurde das Athmen des Kranken unregelmäßig und begann zu stocken. In Schmerz aufgelöst und hoffnungslos umgab die Familie das Krankenlager. Endlich Abends um sechs Uhr fuhr es wie ein Blitz über sein Antlitz, das Haupt sank zurück und schmerzlos und sanft war der große Dichter verschieden.

Göthe, selbst noch krank, hatte sich an diesem Tage in trauriger Vorahnung des herben Verlustes, der ihn treffen sollte, einem maßlosen Schmerze hingegeben, und erst am nächsten Morgen wagte man es, ihm die Trauerbotschaft zu überbringen. Da verhüllte er sein Antlitz und weinte bitterlich.

Und wie e i n Schmerzensschrei durchtönte es ganz Deutschland. Noch nie war in unserem Vaterlande ein Verlust so tief empfnnden und so in tiefster Seele betrauert worden. Erst jetzt fühlte das Volk, was der Dichter ihm gewesen: der Herold der Freiheit und der Menschenrechte, der kühnste der Ritter vom Geiste war dahingegangen.

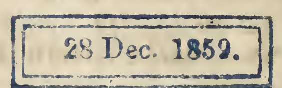
Die Leiche sollte am 12. Mai beerdigt werden; allein wegen der Schnelligkeit, mit welcher dieselbe in Verwesung überging, mußte das Begräbniß schon in der Nacht vorher statt-

finden. Die gewöhnlichen Träger hatten nach Mitternacht den Sarg vor Schillers Haus in Empfang genommen und trugen ihn, von Niemand begleitet, der Grabstätte zu. Da erschienen zwanzig junge Männer, Gelehrte, Künstler und Beamte, um den Trägern die theure Bürde abzunehmen und dem Dahingeschiedenen diesen letzten Liebesdienst zu erzeigen. Lautlos zogen sie durch die menschenleeren, stillen Straßen dahin und bemerkten nicht, wie eine tief in den Mantel gehüllte Gestalt dem kleinen Zuge folgte. Als der Sarg in die Gruft gesenkt wurde, trat der einzige Begleiter schmerzlich bewegt und händeringend herzu; es war Wilhelm von Wolzogen, des Dichters Jugendfreund und Schwager, welchen die Trauerbotschaft auf einer Reise in Naumburg überrascht hatte, und der herbeigeeilt war, ihm die letzte Ehre zu erweisen.

„Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen," sagte Göthe, „daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen, daß ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweg genommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden. Er hat als ein Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. ——Daß er so frühe hinweg schied, komme auch uns zu Gute. Von seinem Grabe stärkt auch uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Liebe fort und immer fortzusetzen. So wird er seinem Volke und der Menschheit in dem, was er gewirkt und gewollt, stets leben."

Mögen denn auch unsere Leser diese schönen Worte Göthe's beherzigen! Mögen sie an dem Geiste des unsterblichen Dichters sich zu gleich edelm Streben emporheben und

„— — fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen
In seinem Kreise willig festgebannt:
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit Allem, was wir schätzen, eng verwandt,
So feiert ihn! denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben."



Stereotypirt von Hills, O'Driscoll und Co., 141 Mainstr., Cinc., O.

Die Buchhandlung von Max Weil und Co. empfiehlt ganz besonders:

Die illustrirte Welt,

Blätter aus Natur und Leben, Wissenschaft und Kunst, zur Unterhaltung und Belehrung für Jedermann. Jährlich 12 Hefte mit einem schönen Stahlstiche als Gratiszugabe.

Der ganz ungewöhnlich billige Subskriptionspreis beträgt für monatlich ein Heft mit 32 Seiten Text und vielen schönen Abbildungen nur 20 Cts, oder bei Vorausbezahlung für das ganze Jahr nur $2 00.

Der Bazar,

die nützlichste, reichhaltigste und billigste Familienzeitung, hat die Aufgabe, durch Abbildung und Beschreibung die Selbst-Anfertigung aller Gegenstände, welche irgend in das Bereich weiblicher Handarbeiten gehören, stets nach der herrschenden neuesten Mode zu lehren. In den jährlich erscheinenden 48 Heften werden über 2000 Abbildungen der modernsten Handarbeiten und Toilettengegenstände, nebst genauer Anleitung zur Selbstanfertigung gegeben; sowie: Pariser und Berliner Original-Muster für Weis-Stückerei, Bunt- und Perl-Stickerei, Häkelmuster, Modenbilder, und jährlich über 25 bis 30 Schnittmuster, die gesammte Damen-Garderobe, Leibwäsche und Kinder-Garderobe umfassend.

Der unterhaltende Theil des „Bazar" liefert: Novellen, Skizzen und dem weiblichen Geschmacke entsprechende Notizen, Musikpiecen, Räthsel und eine Fülle von Notizen und Rezepten, die Hauswirthschaft und die Toilette betreffend.

Abonnements können jederzeit angemeldet werden. Preis per Jahr $2 65.

Der Leibarzt.

oder: Doktor und Apotheker in jedem Hause. Populäres Familienbuch der bewährtesten und besten Hausarzneimittel gegen alle Krankheiten des Menschen. Nach den Erfahrungen und Theorien von Dr. Hufeland und anderer berühmter Aerzte Europa's und Amerika's praktisch zusammengestellt von Dr. G. H. Koch.

Dieses für jeden Haushalt unentbehrliche Buch ist 647 Seiten stark, elegant gebunden und wird für den billigen Preis von $1 franco an irgend eine Adresse versendet.

Eine Festgabe für das Volk.

Deutsch-Amerikanische Original-Ausgabe.

Zu Schiller's hundertjähriger Geburtstagsfeier.

Schiller's Leben und Schriften

von

Godfrid Becker.

Cincinnati.

Verlag von Max Weil und Co.

Preis: 25 Cents.

PROSPECTUS.

Wir senden hier unter dem Titel: „Schillers Leben und Schriften" ein Werkchen in die Welt hinaus, das bestimmt ist, seinen Platz sowohl in der Hütte des Armen, wie in dem Hause des Reichen zu finden. — Möge es gemeinsames Eigenthum Aller werden; Allen Belehrung und Unterhaltung bietend! — Wir Deutsch-Amerikaner haben sicher an Pietät für den großen Dichter unserer alten Heimath durch unsere Verpflanzung auf den Boden dieser neuen Welt Nichts verloren, und wenn die Verlagshandlung gerade die Zeit der 100sten Wiederkehr von Schiller's Geburtstag für diese Publikation wählt, so geschieht es in dem Glauben, daß die Erinnerung an diesen großen und feierlichen Tag eine kleine Pause in dem materiellen Rennen und Jagen des täglichen Lebens erzeugen wird, welche die „chance" zur größtmöglichen Verbreitung unserer, den Manen des großen Mannes gewidmeten literarischen Ehrengabe vergrößern möge! — Daß diese Biographie ihren Zweck, über Leben und Schriften Schiller's Aufklärung zu bringen, besser erfüllen wird, als die bisher erschienenen Schriften von gleicher Größe, verbürgt der schriftstellerische Ruf und die tiefen literarhistorischen Studien des Herrn Verfassers, der in Deutschland schon in ähnlicher Weise literarisch thätig war und bei Ausarbeitung dieser Blätter außerdem die neuesten und zuverlässigsten Quellen benützte. — Doch wie der geehrte Herr Verfasser den reichen Inhalt dieser Blätter in seiner bescheidenen Vorrede nur andeutet, so wollen auch wir nicht durch eine marktschreierische Ankündigung dieselben einführen, sondern übergeben die Schrift vertrauensvoll der Oeffentlichkeit, um sich selbst ihren Weg zu suchen.

Trockene und rein wissenschaftliche Biographien und Literaturgeschichten sind nur für das Fachstudium geeignet; der Zweck dieser Blätter ist aber, dem Leser spielend Kenntnisse zuzuführen, die er sich sonst nur mühsam zusammenliest. —

Die Verleger haben weder Kosten, noch Mühe gescheut, um auch in typographischer Hinsicht etwas **wirklich Schönes** zu liefern, und ist das Büchlein in der besten hiesigen Anstalt stereotypirt worden. Das in Holzschnitt beigegebene Portrait Schiller's, gezeichnet von Fr. Pecht, mit einer extra angefertigten geschmackvollen Randverzierung, erhöht sicher noch den Werth des Ganzen. Arbeite Jeder für den Absatz dieses schönen Büchleins und ehre dadurch das Andenken des Dichters, wie er uns und dem Lesepublikum dadurch einen Dienst erweist. —

Der Preis für 84 Seiten Text ist **billigst nur auf 25 Cents** gestellt, und werden die Herausgeber nicht zögern, andere große Männer in ähnlicher Weise vorzuführen, wenn sich Bedürfniß dafür findet. Herr Godfrid Becker, der geehrte Verfasser dieser Biographie, hat hierzu ebenfalls seine bereitwillige Mitwirkung erklärt. —

☞ Vereine erhalten 25 Exemplare für $5.00.

Die Verleger

Max Weil & Co.,

südwestl. Ecke der Vine und 12. Str., Cincinnati, O.



Umschlagdruck von Wm. E. Becht & Co., Cincinnati, O.

Verlag von Max Weil u. Co., südwestl. Ecke der Vine u. 12. Str., Cin'ti.


THE LIBRARY OF CONGRESS


THE LIBRARY OF CONGRESS
WERT
BOOKBINDING
Grantville, Pa.
Sept.-Oct. 1988
We're Quality Bound